Ph. Pr.
965 n -3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pockels
Gesellsch.
Geselligk.
u. Umgang
3

12 B 6

Ueber die

Kleinigkeiten im Umgange

von

C. F. Pockels.

Herausgegeben nach dessen Tode

von

Carl August Pockels.

Hannover,
bei den Brüdern Hahn
1817.

Ueber
Gesellschaft, Geselligkeit
und
Umgang

von

C. F. Pockels.

Dritter und letzter Band.

Hannover,
bei den Brüdern Hahn
1817.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Die gütige Aufnahme, welche die Schriften meines seligen Vaters fanden, hat mich bestimmt, dieses für den Druck bearbeitete Manuscript aus seinem Nachlasse dem Publico mitzutheilen. Ich übergebe es demselben in der Hoffnung, daß es als ein Anhang zu dem größeren Werke des Verstorbenen: „Ueber die Geselligkeit und den Umgang“ nicht ganz unwillkommen seyn werde. Die Wichtigkeit

seines Gegenstandes brauche ich nicht zu berühren, da einem jeden bekannt ist, welche Verwirrungen und Mißhelligkeiten die Vernachlässigung solcher Kleinigkeiten im Umgange verursachen, wie hingegen die Beobachtung derselben das Band unter den Menschen fester zusammenziehe, und die Verbindungen derselben verschönere.

Braunschweig,
den 6. Decbr. 1815.

Der Herausgeber.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber
die Kleinigkeiten im Umgange.

Das gesellige Leben in den höhern und niedern Ständen ist ein sonderbares Gemisch von tausend alltäglichen Kleinigkeiten, von unbedeutenden Formen, Convenienzen, Rücksichten und Gewöhnlichkeiten, denen wir uns aus Lebensklugheit unterwerfen müssen. Sie verlangen oft die zartesten und leisesten Schonungen des geselligen Tons, und sind gleichsam gesetzgebend, weil dieser Ton, wenigstens als scheinbare Norm der Cultur und der Sittenfeinheit, eine allgemeine Decenz verlangt. Wir dürfen

uns über jene Geringfügigkeit im geselligen Leben durchaus nicht hinwegsetzen, wenn wir nicht überall anstoßen, und vielleicht selbst nicht diejenigen beleidigen wollen, welche sonst wohl ihre freien Urtheile über die Alltäglichkeit unserer geselligen Zirkel laut und satyrisch genug auszusprechen pflegen. Die Gewohnheit hat selbst gescheidte Leute so empfänglich für die äussere Sitte gemacht, daß sie oft leichter über moralische Fehler Anderer und ihrer eigenen, als über die Versündigungen gegen die Lebensartigkeit hinweg sehen. — Eben darum, weil ihr äusserer Anbau nicht vernachlässigt werden darf, wenn die Geselligkeit, als das Schooß- und Lieblings-Kind der Menschen, nicht untergehen soll.

Der Inhalt des Nachfolgenden ist daher wohl so unbedeutend nicht, als die Aufschrift des Ganzen anzukündigen scheint. — Das unbedeutend Scheinende ist in der Societät oft von größtem Gewicht; nicht an sich selbst, sondern weil nun einmahl die Menschen ein Gewicht darauf legen, und weil nach dem alten sehr wahren Sprichworte: die Welt durch Mei-

nungen regiert wird. — Ich gehe daher ohne alle weitere Abschweifungen und Entschuldigungen, warum ich meine Leser und Leserinn n mit dem unbedeutend Scheinenden zu unterhalten wage, sogleich zu folgenden Beobachtungen und den darauf gegründeten Umgangs=Maximen über.

Zunächst giebt es in der Rede, dem Vortrage, den gegenseitigen Mittheilungen des Umganges, in der Art zu sprechen, zu accentuiren und zu schweigen — so wie in den mimischen Begleitungen der Rede sehr viel kleine und kleinliche Rücksichten, die gleichwohl zur Anständigkeit und Unterhaltung, besonders zur Schonung des geselligen Tons, durchaus nothwendig sind. Man beurtheilt die Menschen meistentheils schon nach der Art wie sie reden, wie sie sich dabey einrichten und benehmen, und wie weit die Erziehung hierbey gewirkt hat oder nicht. — Ausser den trügerischen Andeutungen der Physiognomie haben wir fast kein anderes Mittel, die Menschen auf dem ersten Anblick kennen zu lernen. Die

Sprache ist gleichsam ihr Verräther, so wie man sie in tausend Fällen ihren Empfehlungsbrief nennen könnte. Wer über seine Rede zu wachen weiß, wacht auch über seine Urtheilskraft und seine Sitte; wer sich dagegen hierin gehen läßt und der geselligen Decenz und Zartheit nicht schont, hat eine nur mittelmäßige Bildung erhalten, oder ist, bei aller übrigen und selbst gelehrten Cultur, seiner natürlichen Gemeinheit treu geblieben.

So streitet es z. B. schon mit der guten Lebensart und der Feinheit ihrer Bedingungen, öfters und ohne Noth in geselligen Zirkeln mit dem einen oder dem andern nur immer ins Geheim zu reden, was eher in einem abgesonderten Zimmer geschehen sollte. Es kann oft, wie bey jungen Leuten, Blödigkeit und Furchtsamkeit der Grund hiervon seyn, aber unter Erwachsenen, und denen, die gebildet seyn wollen, bleibt es immer unschicklich und verwerflich. Das heimliche Reden mit Andern, wenn es anhaltend ist, sondert gleichsam einen Theil der Societät von dem andern ab, und wird eben dadurch ungesellig und unanständig, weil die Geselligkeit,

selbst in den minder gebildeten Zirkeln, einen fortgehenden Wechsel und Umtausch der Ideen verlangt, und diejenigen, welche sich hiervon durch ein geheimes Zuflistern ausschließen, den Geist des Umganges und die feine Sitte gewissermaßen beleidigen.

Leute, die sich immer in Gesellschaft etwas in das Ohr zu sagen haben, machen sich zugleich verdächtig, als ob sie über diesen und jenen der Gegenwärtigen ihr heimliches Gespött treiben, oder ihnen die Gesellschaft selbst und ihr Ton nicht behaget, oder ihnen schreckliche lange Weile machet. Dieser Verdacht stöhrt das gesellige Vergnügen auf eine widerliche Art, weil wir uns bey jenem Geheimgespräch darum leicht beklommen fühlen, ob wir nicht grade der Gegenstand desselben sind. Treten hierbey mehrere Partien zusammen, gruppiren sie sich gleichsam hierzu; so kommen wir uns wie verrathen vor, und der ruhigste Zuschauer kommt hierbey in Verlegenheit. — Wir finden daher auch öfters, daß besonders ältere Leute, die in der Gesellschaft ein Wort mehr zu sprechen das Recht haben, sich gegen solche Geheimgespräche geradezu

erklären und sie wenigstens als etwas Unzeitiges laut tadeln.

Ausserdem sollte man auch noch die Neugier Anderer bey jenem leisen Zugeflister zu schonen suchen, anstatt daß man sie oft dadurch nur schelmisch und muthwillig aufzureizen denkt. — Wenn die Neugier nicht befriedigt wird, da wo ihr schon ein einziges Wort genügen könnte, wo man ihr den Labetrunk vorhält, ohne ihn schmecken zu lassen — da wird sie uns leicht zur Qual, welche jene Geheimredner oft noch dadurch befördern, daß sie wirkliche Geheimnisse zu haben scheinen, die Neugier also vollends ganz ihrem glühenden Heißhunger überlassen. Man bemerkt auch daher, daß die neugierigsten Leute, besonders alte Frauen, jenes Zuflistern am unausstehlichsten finden, und oft nicht eher ruhen, bis sie den Gegenstand der Geheimhaltung auf irgend eine Art, sey es auch durch List, Schalkheit und Intrigue, ausgeforscht haben.

Den sich Liebenden muß man in diesem Stücke nachsehen. Sie haben sich immer etwas Heimliches zu sagen, so höchst unwichtig und einerley auch dieß alles seyn mag — und da ihnen

in der Fülle ihres Glücks jede Gesellschaft gleichgül-
tig, oder wohl gar lästig ist, so setzen sie sich leicht,
nicht aus bösem Willen, sondern aus dem Hange, al-
lein zu seyn, über den Zwang eines so gebunde-
nen Umganges hinweg. Die Gesellschaft arg-
wohnt auch aus dem Geheimspräch der Verliebten
nichts Arges; man verzeihet daher ihnen dieses;
man ist mit ihrer Sprache bekannt; man versteht
ihr leisestes Geflister, es sind uns keine Geheim-
nisse, was sie sich sagen. Nach einiger Zeit wer-
den sie dieses Spiel mit ihrer Leidenschaft aufge-
ben, — wie man denn wenig Eheleute findet,
die sich in den geselligen Zirkeln noch etwas Heim-
liches zu sagen haben. Man würde dieß sogar
für etwas Unschickliches halten, weil man vor-
aussetzt, daß zwey Leute, die immer zusammen
leben, Alles mit einander daheim abreden und
abmachen, ohne dieß erst in der Gesellschaft zu
thun. Bey manchen Eheleuten ist es auch nur
Ziererey und affectirte Zärtlichkeit; sie wollen
noch einstweilen die Verliebten spielen, oder wenn
es ältere Leute sind, noch ein jugendliches Feuer
zeigen, ohne zu bemerken, daß sie sich grade
hierdurch lächerlich machen, weil die Freundschaft,

in welche die Liebe durch die Ehe übergehen muß, jene Tändeley verachtet, und sich nur in innigster Achtung und Würdigung der Ehe selbst ausspre=chen kann.

Auch jungen schüchternen Mädchen kann man dieß Geheimreden mit ihres Gleichen verzeihen, weil man sie vielleicht durch eine sclavische und pedantische Erziehung gewöhnt hat, gleichsam nur verstohlen in der Gesellschaft zu reden, und ja nie laut zu werden. — Die Regel hat an sich eine gute Absicht, weil nichts unausstehlicher im Umgange, als das öftere Lautseyn eines Frauen=zimmers, besonders junger Mädchen, ist. Man setzt bey dieser geräuschvollen Redseligkeit immer voraus, daß sie wenig Verstand oder doch wenig Lebensart und Decenz besitzen, und in der frü=hern Bildung durch eine geschwätzige Mutter oder Gouvernante verwahrlost worden sind. Wer viel in der Welt gelebt hat, wird es wissen, wie oft Mütter, besonders in den höheren Ständen, sich gegen ihre Töchter vergessen konnten, wenn sie es wagten, ihre Stimme hören zu lassen; — wie dagegen andere ihre Töchter zu einem lauten Geplauder aufreizten, und ein inniges Wohl=

gefallen an der Lebendigkeit dieses Tons äusserten. Man sollte junge Frauenzimmer lehren, in ihrer Rede nur immer eine bescheidene Mittelstraße zu beobachten und ihrer Stimme zu gebiethen, obgleich bei der wechselnden Fröhlichkeit mancher geselliger Zirkel dieß besonders lebhaften Mädchen schwer genug werden dürfte. — In jeden Fall ist die ruhige, ungekünstelte Rede junger Frauenzimmer, ohne alle Affectation schön reden zu wollen, ohne unnöthige Pantomimen, ohne Bedeutsamkeit und Prüderie, eine wahre Zierde ihres Geschlechts und der stillen wahrhaften Weiblichkeit, die sich auch in der Sprache, in melodischen Accenten, also nie mit Härte und Ungestüm, zeigen muß.

Ein Uebelstand im Umgange in Hinsicht auf Rede und Redeart, ist allerdings das zu feine, zu leise und piepende Sprechen so vieler Leute, welches nicht sowohl ein Fehler des Organs, als vielmehr einer lächerlichen Angewohnheit ist, und der wahren Melodie der Stimme grade entgegen steht. Wir dulden es als Affectation nicht einmahl gern bey Weibern, geschweige bey Männern. Die gesellige Unterhaltung fordert eine deutliche,

vernehmliche, rein ausgesprochene Rede, weil sie wechselseitige freie und augenblickliche Mittheilung der Gedanken seyn soll. — Im Umgange mit Höheren ist man wegen ihrer oft so unverständlichen Aussprache in großer Verlegenheit, wenn man sie fragen und wieder fragen, und dadurch an die Pflicht und Schicklichkeit, deutlicher zu reden, erinnern muß, (was oft sogar übel genommen wird, weil die Großen auch hierin nicht gern Winke vertragen, und zu verlangen scheinen, daß man ihren undeutlichen Vortrag augenblicklich vernehmen soll.) — Diese und nachher bemerkte Fehler des Sprechens findet man vornehmlich in den höheren Ständen. Vielleicht weil man bey der Erziehung auf dergleichen sogenannte Kleinigkeiten entweder gar nicht achtet, oder zu viel Künsteley und peinliche Sorgfalt auf ihre Entfernung wendet. Im ersten Fall kommt die frühe Erziehung vornehmer Kinder durch gemeine Leute, und deren höchst fehlerhafte Aussprache jenen Gewohnheiten sehr zu Hülfe. — Und wir finden zu unserm Erstaunen grade in den höhern Ständen und selbst unter den wissenschaftlichen — Männer und Frauen, die erbärmlich schlecht re-

den, und von einer Gesetzlichkeit und Regelmäßigkeit der Aussprache gar keinen Begriff zu haben scheinen. Sie haben alle Sprachfehler ihrer Ammen, ihrer Mägde, ihrer Bedienten, ihrer gewöhnlichen Schulmeister angenommen, und können sich nun nicht mehr von dieser zweyten Natur trennen.

Im zweyten Falle verdirbt man die Kinder in den höheren Ständen durch ein zu oft wiederholtes Meistern und Recensiren ihrer Aussprache, ihrer Accente, ihrer Stimme in einem Alter, wo diese noch keine feinere Bildung annehmen kann, indem auch hier die weise Natur die Folge der Zeit und der Entwickelungen abwartet. — Man läßt noch ganz kleine Kinder sogar schon declamiren, ehe sie noch irgend einen Begriff von dem haben, was sie declamiren sollen. Dadurch gewöhnen sich so viele junge Leute in der vornehmen Welt zu einem gewissen pathetischen, imponirenden Tone, womit sie nachher ihr ganzes Leben hindurch selbst die kleinfügigsten Dinge bezeichnen. Als mechanische Uebung ist hingegen heranwachsenden Kindern das Declamiren sehr

zu empfehlen, weil sich dabey ihre Ideen und Gefühle für das Wahre und Schöne mehr zu entwikkeln anfangen, und ihre Aufmerksamkeit geübt wird.

Aber leider giebt es selbst in den bessern Schulen und unter den bessern Lehrern keine Vorbildner einer wirklich richtigen Declamation, — so daß man sagen könnte: daß das Schlechtsprechen, die Regellosigkeit der Stimme und der Accentuation gemeiniglich von den Schulen ausgehe.

Im Umgange mit Geringeren kann uns ihr Leisereden und unsere Wiederholung der Frage, weil wir nicht verbunden sind, uns die Zeit mit ihrem undeutlich Sprechen zu verderben, sogar erbittern. Ziererey ist es oft wirklich bey Frauen, welche sich selbstbeliebig eine besonders feine Organisation des Körpers angedichtet haben. Sie wollen durch jenes Leisereden interessiren, eine zarte Bildung dadurch andeuten — oder halten es wohl gar für den echten Diskant, für Schönheit und Lieblichkeit der weiblichen Sprache. Oft ist es auch nur Empfindeley, der wehmüthige Ausdruck eines eingebildeten stets leidenden Gefühls, welches nicht einmahl das R. aussprechen mag

— als ob die Todesstunde der guten Seele vorhanden sey und der Athem nach und nach auslösche — wie ich dergleichen Frauen mit einer sterbenden Stimme genug gekannt habe, die dennoch meilenweite Spaziergänge machen, und ganze Nächte hindurch mit der größten Anstrengung walzen konnten.

Jenes Gelispter, jene oft gewaltsame Unterdrückung unseres natürlichsten Bedürfnisses, nehmlich einer offenen und verständlichen Rede, herrscht fast überall da, wo der Zwang, das Belauschen, die Etikette und die vornehme Gewohnheitsquälerey herrscht. Man findet es daher häufig bey Hofleuten, welche immer die Intrigue und den Tadel zu fürchten haben, und denen sogar schon die schuldlose, aber etwas zu laute Rede übel gedeutet wird. In den Hofzirkeln ist diese unterdrückte, kaum halb vernehmliche Sprache desto gewöhnlicher, und gewissermaßen nothwendiger, weil die Höheren aus der ihnen eigenen Neugier immer sogleich Erkundigung einziehen, was der oder jener mit seinem lauten Tone gemeint habe. — Es gehört auch zu der Feierlichkeit und Pedanterie des vornehmen Umganges, sein

tactmäßig und leise zu reden, damit man einem Höheren nicht etwa im Sprechen und Urtheilen vorgreife, sondern sich genau, wie bey dem ehemahligen Gesundheittrinken, nach seinem Range richte. Auch überhaupt mißtrauischen, engherzigen und peinlichen Leuten ist dieses Leisereden eigen. Sie verwahren sich gegen so viel eingebildete Feinde und den bedenklichen Zeitgeist lieber durch unverständliche Aussprüche und verschluckte Worte, und können sogar erzittern, und zusammenfahren, wenn Andere ihre Meinungen mit offener Freymüthigkeit äussern. Sie warnen uns, ja zu bedenken, daß auch die Wände und Mauern — Ohren haben. In gefahrvollen Zeiten — worin das allgemeine Mißtrauen herrscht, kann diese leise Rede sogar Pflicht für uns und Andere werden, weil man bey den redlichsten Gesinnungen, bey der wärmsten Vaterlandsliebe und bey der treuesten Anhänglichkeit an den Staat dennoch von Unwissenden und Boshaften gemißdeutet werden kann.

Man gewöhne die Kinder, ihre Gedanken und Urtheile offen, frey und deutlich auszusprechen, und dulde das immerwährende Zugeslister

unter ihnen nicht, ohne sie jedoch hierdurch zu einem übertriebenen Lautseyn und Vorwitze zu verführen. — Uebrigens ist es kein Beweis von Kraftlosigkeit des Charakters, wenn Kinder so häufig und geflissentlich leise sprechen; es ist Gewöhnung oder Furcht vor Strafe, oder Folge einer pedantischen Erziehung, wenn sie jenes thun. Sobald sie unter sich sind, zeigen sie sogar bis zu Uebertreibungen der Stimme grade das Gegentheil, und holen dann Alles nach, wenn sie bey den harten Aeltern oder der gestrengen Gouvernante kaum den Mund öffnen dürfen. Die Gewöhnung der Kinder an das Leisereden kann noch den Schaden haben, daß sich ihre Sprachorgane nicht besser ausbilden, daß sie sich dadurch verstecken lernen, vielleicht auch schüchtern und ängstlich werden, und ein linkisches Wesen in ihrer Rede und Handlungsart annehmen. Die Natur selbst verlangt es, daß wir als gesellige Wesen uns Andern von Jugend auf vernehmlich ausdrucken sollen, und sie scheint sogar dem Kinde seine Geschwätzigkeit als Uebung seiner Sprachorgane und als Belebung seiner Ideen zu gebiethen. — Kinder, die nicht geschwätzig sind, die

immer still vor sich hinsitzen, die keinen Ungestüm in ihrem Betragen zeigen, sind entweder kränklich oder mattherzige, nichts versprechende Naturen, oder tückische, empfindliche Gemüther, die bereits schon zu schmollen und sich zu verstecken gelernt haben.

Das zu laute Reden ist der gegenseitige Fehler des zu leisen Sprechens, aber oft viel widriger, weil es uns betäubt, und sich uns gleichsam durch den Donner der Stimme aufdringen will. Es ist durchaus ein Fehler gegen den guten Ton und die urbane Sitte, weil es den andern Mitgliedern der Societät, die einerley Rechte des Vortrags haben, gewissermaßen Stillschweigen gebiethet und nur allein gehört seyn will, — nicht zu gedenken, daß eine gute Lunge nichts Verdienstliches ist, und sich mehrere Thierarten vor dem Menschen hierin laut auszeichnen. Selbst taube Leute hören es nicht immer gern, wenn man mit ihnen zu volltönig spricht. Doch kann dieß auch ein kleiner Eigensinn, oder eine pedantische Eitelkeit seyn, als ob man einer solchen Anstrengung bey ihnen nicht bedürfe.

dürfe *). Der Wohlstand der Rede erfordert als Bedingung seines Charakters, daß wir alle zu hörbare und zu sichtbare Aeusserungen im sittlichen Umgange vermeiden, weil diese das ungezwungene Spiel desselben unterdrücken, und Mißtöne hinein schieben, die dem geselligen Frohsinne, als einer andern Bedingung des Umganges, schaden.

Das weibliche Ohr verträgt die harte, rauhe und donnernde Stimme des Mannes oft leichter als wir selbst. Es kann sich an den männlichen Baß (so wie wir an den melodischen Discant des Weibes) höchlich ergötzen, vielleicht schon darum, weil für das weibliche Gefühl eine gewisse Ankündigung von Kraft und Festigkeit in jener männlichen Stimme liegt. Jeder zu laute Ton wird aber dadurch noch widriger, wenn er nur tönt,

*) Taube Leute wollen nicht in dem Grade taub seyn, als sie es wirklich sind. Sie sagen und meinen oft dieß und jenes verstanden zu haben, was sie wirklich nicht deutlich vernahmen. Man kennt Leute dieser Art, die den Umgang mit ihres Gleichen, nehmlich andern Harthörigen, als etwas höchst Peinliches und Widerliches schildern. Sie haben Recht, aber sie sind selbst taub.

wenn keine Gedanken und Gefühle ihn begleiten, er also nur der Gemeinheit und Uncultur angehört; wir finden ihn daher auch am häufigsten bey gemeinen Leuten, oder auch bey solchen, die selbst auf den höheren Stufen der Societät gemein geblieben sind. — Man bemerkt, daß die Landleute gemeiniglich mit einander sehr laut reden, als ob ihr Gehör krank sey. Ihre Leidenschaften sind heftiger; sie verstecken sich nicht gegen einander; sie lassen also ihre Lunge so frey athmen als sie will. Sie kennen die peinlichen Gesetze des Wohlstandes nicht; sie wollen oft nur durch die Sprache imponiren. Wie der Wilde Kook sah.

Das nehmliche Lautseyn beobachten wir selbst oft bey gebildeten Frauen und Männern, welche viel in ihren Geschäftskreisen zu reden haben, und oft wider ihren Willen ihre Stimme anstrengen müssen, z. B. bey Hausmüttern, die einer großen Wirthschaft und vielem Gesinde vorstehen müssen; bey Erzieherinnen und Schulmeisterinnen; bey Criminal- und andern Richtern, die öffentliche Vorträge halten; bey Geistlichen, welche, wie man sagt, die Kirche füllen

sollen *); bey Schullehrern, die nicht eher zum Worte kommen können, bis sie den Bienenschwarm ihrer Classe überschrieen haben; bey commandirenden Kriegsleuten, und wie die comischen oder tragischen Ueberschreiungen aller Art heißen mögen. Man kennt Männer und Weiber dieser Art, welche Versuche machten, dieses Lautreden abzulegen; aber dann reden sie wieder in einigen Perioden in weichen Tönen; dann verfallen sie auf einmahl in das geräuschvolle Lautseyn, so daß die Variation ihrer Stimme für das Gehör lächerlich wird. — Iffland, dieser große dramatische Meister, copiirte einst mit höchster Naiveté einen Geistlichen aus einer großen deutschen Stadt. Der Geistliche hatte die Gewohnheit, in seinen Predigten lange Perioden nur so auszusprechen, daß seine christliche Gemeinde sich nur an den unverständlichen Tönen seiner Lippen erbauen

*) Ein sehr paßlicher figürlicher Ausdruck. Als ob eine solche Stimme bis in die entferntesten Winkel des Gotteshauses eindringe, und so das Ganze mit Tönen, wo auch nicht immer mit Gedanken, fülle.

konnte, dann stürzte er in eine lebendige Declamation und dann wieder in das Unverständliche.

Das zu laute Lachen, besonders bey Weibern, gehört auch hierher. Es ist durchaus ein Verstoß gegen die Feinheit des geselligen Tons. Wir haben freilich kein Recht, es Andern zu verweisen; und es gehört daher zu den unendlich vielen Kleinigkeiten des Umganges, wovon nun einmahl in diesem Umgangsbüchlein die Rede seyn wird. Wir können es auch nicht berechnen, in welchem Grade der Frohsinn oder der Witz in dem Innern unseres Gemüths wirkt, und zu welcher Höhe des Lautseyns uns der Moment stimmt. Wenn der gefühllose Phlegmatiker selbst bey seiner behaglichen Stimmung kaum die Lippen bewegt, sondern die gesellige Freude nur wie ein Träumender genießt; so äussert sie sich dagegen bey lebendigeren Gemüthern in ihren hörbaren Ausbrüchen oft auf eine nur zu deutliche Art, und geht dann in eine gewisse Wildheit der Accente über. Man kann auch mit Grazie lachen, aber dieß ist etwas sehr Seltenes, weil das Lachen einem Kitzel ähnlich ist, der sich nicht selbst zu be=

herrschen weiß, und uns unwillkürlich überfällt — ja sogar, wenn sich das Lachen zugleich mit der Rede verbindet, widerlich seyn kann, wie man Leute genug kennt, die lange Perioden in einem fortwährenden Lachen hersagen, oder eigentlich ohne Lachen nie reden können.

Eben so widerlich ist es, wenn Andere ohne vorhergegangene, uns wenigstens unbekannte Motive, ihr Lachen auf einmahl hervorbrechen lassen, und dadurch den geselligen Zirkel wie durch einen unerwarteten Donnerschlag aufschrekken. — Wenn der berühmte Kästner von einem witzigen Gedanken, deren er unzählige hatte, electrisirt wurde, so pflegte er ihn vorher selbst zu belachen, ehe er ihn aussprach; aber dieß geschah mit einer gewissen Decenz und Heimlichkeit, und nicht mit dem gemeinen Lautseyn, womit der gewöhnliche Witzbold seine Armseligkeiten aufstellt.

Wenn übrigens ein ganzer gesellschaftlicher Zirkel zum Lachen aufgelegt ist, und dahin übergeht: so wäre es, wenn der Ton der Freude schuldlos ist, Unart, nicht in diesen Ton mit einzustimmen, weil ein hierbey gezeigter wohl

gar nur gezwungener Ernst ein Vorwurf gegen die Sitte der Societät selbst seyn, und man ein kaltes Gesicht hierbei unerträglich finden würde. Wer auch nicht mit lachen will, sollte doch wenigstens mit lächeln, um den Verdacht von sich abzulehnen, als ob er den nun einmahl aufgeregten Geist der Freude als ein zu strenger Moralist nicht mißbillige, oder dadurch den Anschein einer höheren Cultur bezeichnen wolle.

Zu dem Uebelstande der Rede rechne ich noch folgende Angewohnheiten, die freilich eine frühere Erziehung nicht hätte zulassen sollen, die man aber billig als Kleinigkeiten im Umgange und in der Rede betrachtet. a) Das Schnarren, die zitternde, zu hörbare Wiederholung des Buchstaben R. Man findet ganze Gegenden, besonders in Niedersachsen, wo es fast allgemein herrschend ist. In den Reden öffentlicher Lehrer macht es für ein zartes Ohr, welches für die Melodie der Stimme eingenommen ist, einen sehr widerlichen Effect, und verleidet uns oft die bessern Stellen ihres Vortrags. Bei einem zu lauten und schreienden Schauspieler kann es sogar oft unausstehlich werden.

b) Das Lispeln, welches, von langsamen Leuten, besonders von Männern, ausgesprochen, gar leicht das Gelächter erregt, und der Rede allerdings als Fehler anklebt — der aber doch als ein physisches Gebrechen einer zu langen oder zu großen Zunge, die darum zu häufig gegen die Zähne anstößt, entschuldigt werden müßte. Bey jungen, liebenswürdigen Frauenzimmern kann das Lispeln, wenn es nicht zu grell und hörbar ist, sogar anziehend werden, und war einstmahls die Mode aller Coquetten in Paris.

c) Die Monotonie, die Eintönigkeit, das mechanische, schleppende Einerley der Aussprache, sie mag sich im Baß oder Diskant ausdrücken. — Angewohnheit, Nachahmung eines langsamen Vortrags Anderer, oder auch organische Fehler der Lunge und Sprachwerkzeuge überhaupt sind die Ursachen, daß wir jene Eintönigkeit so sehr oft wahrnehmen, so unangenehm sie einem jeden feineren Gehöre seyn muß. Alles Einerley langweilt — also auch das der Sprache, weil es der Lebendigkeit und Mobilität freierer und munterer Gefühle gleichsam Stillstand gebiethet, und durch die Rede auf einen trägen,

weniger geselligen Charakter hinzudeuten scheint. Man hat auch wirklich die Erfahrung gemacht, daß dergleichen eintönige Menschen langsam in ihren Entschlüssen, kalt in ihren Empfindungen für Andere, störrig in ihren Meinungen und Launen, und ungefällig und unlenksam in ihrem Umgange sind. — Den öffentlichen Vortrag macht die Monotonie fast noch widerlicher, als das Schnarren und Lispeln, und da sie kein Feuer und keinen freundlichen Wechsel der Laute kennt: so macht sie uns oft selbst die bessern Gedanken und Wendungen eines solchen Orators wirklich ungenießbar.

d) Das Nachäffen in der fehlerhaften Aussprache, in dem Ziehen oder zu schnellen Steigen und Fallen der Stimme, in dem affectirten Hauch einzelner Töne, in dem Possirlichen der Declamation Anderer, welches Anfangs oft nur aus Scherz geschieht, oder Witz verrathen soll, sich aber bald der Sprache des Witzlinges selbst aneignet, und Witz und Sprache zugleich ekelhaft macht. — Eben so ist es oft eine unleidliche Coquetterie mancher Leute, die in ihr Vaterland von Reisen zurückkehren, und die

fehlerhafte Aussprache benachbarter Provinzen hören lassen, die ihnen vor wenigen Monaten nicht eigen war. —

Chesterfield erklärt sich in den Briefen an seinen Sohn über alles Nachäffen sehr stark und naiv. Der glücklichste Nachäffer auf der Welt, sagt er, ist allemahl der abgeschmackteste Kerl, und der Affe ist ihm unendlich überlegen. Sein Geschäft ist: natürliche Mängel und Gebrechen lächerlich zu machen, die man keinem Menschen zum Fehler anrechnen kann. Wie man mehrere niedersächsische Damen kennt, die, nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig und Dresden, ihr vaterländisches richtiges G. ganz mit dem sächsischen unrichtigen K. verwechselt hatten, und nun sächsisch zu reden affectiren.

e) Das überschnelle und zu hastige Reden, wobey man oft den Gedanken Anderer nicht mehr folgen kann, sondern das Geklapper einer Mühle zu hören glaubt. Ist es vollends mit den vorher bemerkten Sprechunarten, a, b und d, verbunden: so wird es eine wahre Geissel des Umganges. — Die Geschwätzigkeit steht mit jener hastigen Sprache gemeiniglich in dem ge=

nauesten Bunde, (ob es gleich auch höchst langweilige, langsam redende Schwätzer genug giebt) und gefällt sich besonders in diesem Wortstrome, wenn sie dadurch Alles um sich her zum Schweigen gebracht hat, und sich nun allein hören kann. — Es ist kein Scherz, wenn ich hier einer solchen redseligen und zungenschnellen Dame erwähne, welche einsylbige Worte gleichsam aus einem geschwornen Hasse gegen ihre Kürze, doppelt auszusprechen und zu wiederholen pflegte. Dieß war kein Stottern, sondern ein Bedürfniß der Zunge, die immer vollauf zu thun haben wollte.

Hierher gehört auch f) das zu hastige Antworten auf Fragen, die der Frager noch nicht ganz beendigt hat, oder wobey er noch im Nachdenken begriffen ist. Es ist der Schicklichkeit gemäß, den Andern ausreden zu lassen, und ihm nicht (wenn es nicht anders der Scherz verlangt, wobey der Wechsel der Ideen so natürlich ist,) in die Rede zu fallen, weil wir uns dadurch das Ansehen geben, als ob wir die Sachen besser und schneller gefaßt hätten, und uns folglich der Frager langweile. — Behutsamer müßte man auch darin seyn, Andern nicht in die Rede ein-

zuhelfen, und hierbey gleichsam die Hebamme zu machen. Viele Leute sind hierin sehr empfindlich, und halten ein solches Einhelfen für einen Tadel, und eine Recension ihres Vortrages — wobey man vorzüglich die Stotternden schonen muß, weil sie, bey der einmahl angewandten Anstrengung ihrer Stimmorgane, das schwierige Wort durchaus selbst schaffen wollen. — Andere nehmen jenes Einhelfen sehr gern an, wenn sie zum Abschluß eines Perioden nicht gleich den rechten Ausdruck finden können, oder sich wohl gar in der Rede verwickelt haben, und die gesuchten Begriffe nicht kommen wollen.

Endlich g) und vornehmlich die Gemeinheit und Plattheit nicht bloß der Accente und der Aussprache, sondern der Sprache selbst. Sie ist, wie Chesterfield in seinen mehrmahls genannten Briefen sehr richtig bemerkt, ein unterscheidendes Kennzeichen niedriger Erziehung und Gesellschaft. Ein gesitteter Mann, sagt er, vermeidet nichts sorgfältiger, als diese. Sprichwörter und verbrauchte Ausdrücke sind die Blumen der Beredtsamkeit eines gemeinen Mannes. Er hat stets seine Leibwörter auf einige Zeit, die er, weil er

sie oft gebraucht, insgemein mißbraucht, als gewaltig zornig, gewaltig gütig, gewaltig schön, gewaltig häßlich. Selbst seine Aussprache schicklicher Wörter ist verkehrt. Er mengt gezwungener Weise harte Wörter zum Zierrath ein, und verstümmelt sie gemeiniglich wie manches gelehrte Frauenzimmer. — Ein gesitteter Mann nimmt niemahls seine Zuflucht zu Sprichwörtern und gemeinen Aussprüchen; gebraucht weder Leibwörter noch harte Wörter, sondern trägt große Sorge, richtig, nach der Sprachlehre zu reden, und nach dem Gebrauche der besten Gesellschaften.

Man giebt hierin nicht genug auf sich selbst Acht, und selbst gebildete Leute haben sich sehr oft einzelne, wo nicht gemeine, doch unnöthige und zweckwidrige Wörter angewöhnt, die sie in der Rede oft augenblicklich wiederholen. Es sind dieses auch zwar meistentheils nur Kleinigkeiten, die den Umgang nicht stöhren, aber doch als ein Uebelstand des Vortrags betrachtet werden können. Manche scheinen sie auch als einen Behelf zu gebrauchen, um das Stocken ihres Vortrags zu verhindern, oder wohl gar als eine scherzhafte

Gewohnheit anzubringen. Oft wollen solche immer wiederholte Wörter, wie die Flüche gemeiner Leute, gar nichts sagen, und eins oder das andere kann bisweilen in einer Gesellschaft und in einer ganzen Provinz lange Zeit herrschend seyn *), wie dieß unter andern die ganz eigenthümlichen Phrasen der Studentensprache beweisen.

Selbst die Kraftsprache und die bildlichen Formen derselben, welche sich manche sehr lebendige Menschen angewöhnt haben, kann in das Gemeine übergehen, wenn es auch nicht gerade

---

*) Der berühmte französische Dichter Boileau befand sich einst mit dem König Ludewig XIV. und dessen Geliebten, der berüchtigten Madame Montespan, in Gesellschaft. Sie bediente sich des Worts gros statt grand mehrere Mahle, welches damahls selbst an dem gebildeten Hofe ein Modeausdruck geworden war. Boileau mißbilligte dieß, und der König fragte ihn, ob man nicht in mehreren Fällen beyde Ausdrücke für einerley Begriff gebrauchen könne. Der berühmte Dichter gab eine eben so naive als schmeichelhafte Antwort: man würde, ohne die Sprache gröblich zu beleidigen, doch nimmermehr Louis le gros statt Louis le grand sagen können.

mißfällt, weil es uns auf eine nicht unangenehme Art überrascht. Bildliche Ausdrücke haben gemeiniglich, wenn sie nicht in das Ekelhafte fallen, etwas Anziehendes, weil sie sich unmittelbar auf Anschauungen beziehen, und selbst durch ihre Derbheit etwas Originelles an sich tragen können. Oft gefällt auch diese Kraftsprache schon dadurch, daß sie eine gewisse Freyheit und Gradheit des Charakters anzukündigen scheint, weshalb wir sie dem Soldatenstande leichter als andern vergeben. Aber nichts ist dem sittlichern und feinern Gefühle widriger, als eben diese Kraftsprache, dieser rohe männliche Ton, diese Poisardenausdrücke in dem Munde eines Frauenzimmers. Sie erregen in allen gebildeten Gesellschaften Unwillen oder Gelächter, und dienen höchstens dazu, der Gesellschaft ein augenblickliches Schauspiel der Gemeinheit zu geben.

Auch die zu öftern Ausrufungen des Namens Gottes, Jesus und des Teufels gehören nicht zu einer gebildeten Rede, sondern sind nur unnütze Uebungen der Lunge oder Lückenbüßer des Gesprächs. Die Wörter: Verdammt, Verflucht, Verteufelt, höllisch, göttlich u. s. w., welche

viele Leute selbst in den höheren Ständen augenblicklich wiederholen, sind eben auch keine Empfehlungen einer guten Sprechart. — Als einer unserer berühmtesten Dichter zu einem Gastmahl auf einer ansehnlichen deutschen Universität eingeladen war, wurde auch eine große Melone aufgetragen. Eine von den academischen Damen beroch sie, und rief mit einer Art von Entzückung aus: o wie göttlich sie riecht! Der fremde Schalk setzte hinzu: die Götter riechen also wie Melonen.

Die Empfindsamen und sich feiner Dünkenden haben auch wechselsweise ihre Lieblingswörter. Das Wort süß war einmahl sehr Mode; ein süßes Kind, ein süßer Freund, eine süße Gegend, eine süße Wohnung, eine süße Farbe, ein süßes Kleid sagte man — und setzte also Dinge zusammen, die sich nicht reimten, also eine incorrecte Sprache bildeten. Die Dichterlinge trugen durch ihre Incorrectheit hierzu nicht wenig bey, so wie andere wissenschaftliche Wörter selbst aus der Kantischen Philosophie in die Sprache der Romane aufgenommen wurden, wodurch sich dann vornehmlich unsere Schriftstellerinnen eben-

falls verführen ließen. Dieß nannte man Blumen; sie wurden aber durch ihren widrigen Mißbrauch oft für den bessern Geschmack zu Disteln und Dornen.

Die Gewohnheit, gewisse Ausdrücke augenblicklich mechanisch zu repetiren, ohne etwas dabey zu denken, kann oft Gelegenheit zu einer scherzhaften Zusammensetzung der Ideen geben. Ein militairischer Schriftsteller hatte sich die Ausdrücke: machen lassen, angewöhnt. Er wiederholte sie bey jeder Gelegenheit, und als er sein Buch seinem Regenten überreichte, sagte er ebenfalls: machen lassen, welches, wie man glaubte, wirklich der Fall war. Ein berühmter preußischer General endigte seine Perioden gemeiniglich mit den Worten: in den Stücken. Der alte würdige General von Hammerstein, der berühmte Held von Menin, wiederholte die Worte: ich sage augenblicklich, die er, wie ich sage, aussprach. Ein alter sehr gelehrter Jurist hatte sich angewöhnt, in einem Athem immer: erlauben Sie, zu sagen, wo gar nichts zu erlauben war.

In unserm Umgange, unserm äussern Benehmen, in den Spielereyen mit unserm Körper und dessen Bewegungen und Ausstellungen giebt es ausserdem noch so vielerley mimische Kleinigkeiten und Lächerlichkeiten, daß wir davon hier nur einige berühren wollen. Zunächst finden wir eine Menge Leute, die, um mich so auszudrucken, nicht wissen, was sie mit ihrem armen Körper anfangen sollen. Sie sind, wie ein Schauspieler, welcher das erste Mahl die Bühne betritt, gleichsam mit ihrer ganzen materiellen Natur immer in größter Verlegenheit, entweder, weil sie von den Regeln des äusseren Anstandes nichts wissen, oder, weil man ihnen pedantische Formen desselben aufgedrungen hat, so daß ihnen selbst der Contrast zwischen ihrer und einer bessern Haltung sogleich auffallen muß. — Man bemerkt diese Verlegenheit und Peinlichkeit in den Bewegungen des ganzen Körpers sowohl, als einzelner Glieder oft selbst bey denjenigen, welche methodisch tanzen lernten, weil man dieß nach und nach wieder verlernt, und dann, wenn es nicht oft genug geübt wird, die Verlegenheit wieder kömmt.

Diese Verlegenheit, wie man seinen Körper stellen und tragen soll, kann auch oft, wie z. B. bey einem jungen Frauenzimmer, aus Eitelkeit entstehen, welche zwar selbst recht gut weiß, was sie von sich hält; aber doch auch eben deßwegen schüchtern ist, weil sie es nicht genau berechnen kann, ob ihre kleinen mimischen Künsteleyen gefallen werden. Dieß äussert sich noch mehr, wenn junge Männer vorhanden sind, — und die gefallsüchtigsten Coquetten sind dann oft so linkisch, daß sie, statt zu siegen, nur zurückstoßen, weil sie zwar die Kunst zu gefallen üben mögen, aber ihrem Körper nicht die Grazie mitzutheilen wissen, die auch den kleinsten Bewegungen desselben etwas Anlockendes und Liebenswürdiges giebt.

Verlegen durch eine ähnliche Art von Eitelkeit findet man sehr viele, selbst achtungswürdige Große, weil man sie zu sehr an das äussere Repräsentiren gewöhnt hat, so sehr ihnen auch die damit verbundene Pedanterie auffallen muß. Sie befinden sich daher nicht gern in der Nähe satyrischer Köpfe. Die Schwächern geben sich in solchen Fällen den Anstrich der Wegwerfung;

die Klügern nähern sich dagegen dem scharfblikkenden Zuschauer, sey es auch nur mit studierter Gefälligkeit, da sie wohl voraussetzen können, daß die bloße Repräsentation in den Augen des verständigen Mannes — nichts, oder nur sehr wenig ist.

Die Wissenschaftsmänner zeigen sich hierin nicht weniger linkisch, oft ganz ausserhalb des feinern Anstandes, weil sie bey den Begriffen von ihrem höhern, wissenschaftlichen Werthe die kleinen Aufmerksamkeiten auf ihren Körper für ganz überflüssig halten, oder auch in ihrer Submission gegen Andere immer zu viel thun wollen. Dieß ist gewöhnlich ein Mißverständniß der feinern Lebensart, und einer übertriebenen oder gezierten Bescheidenheit, welches besonders gelehrte Pedanten gar leicht begehen — weil sie glauben, daß die Artigkeit des Umganges darin bestehe, sich Höheren, besonders den sogenannten Mäcenaten, so unterthänig und geschmeidig als möglich zu zeigen. Andere dieser Leute macht jene Verlegenheit im Umgange dagegen steif und hölzern, daß sie sich nur marionettenartig bewegen. Sie sind gleichsam wie erstarrt vor Verle-

genheit; sie verkriechen sich, wenn Vornehmere vorhanden sind, oder wenn sie glauben, daß sie einen Theil ihres geschmacklosen Kleides oder Körpers zu verstecken haben *). Es ist freilich leider das Geschick so vieler verdienstvollen und gelehrten Männer, daß sie nur durch die Protection vielleicht sehr unbedeutender Leute sich Amt und Brot erwerben müssen, und sich deshalb zu einer Herablassung gezwungen fühlen,

---

*) Selbst der große, so geistreiche Lichtenberg in Göttingen hatte die kleine Eitelkeit, so viel es thunlich war, seinen verwachsenen Rücken an einer Wand zu verbergen, und sein Catheter war an der Eingangs-Thür seines Hörzimmers so nahe angelegt, daß er sich auf dasselbe mit ein paar Schritten an der Mauer hinschieben konnte, ohne seinen Höcker sehen zu lassen. Auch verließ er das Catheter nicht eher, bis alle Studenten weggegangen waren. In den Nachrichten von und über sich selbst, in denen er den Charakter einer ihm bekannten Person entwirft, sagt er äusserst naiv: ihr Körper ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde, und, stände es in ihrem Vermögen ihn zu ändern, so würde sie manchen Theilen weniger Relief gegeben haben. (S. dessen vermischte Schriften. 1ster Band. S. 3.)

weil sie die höheren Stände für ihren Einfluß verlangen. Dieß ist nun einmahl nicht anders, und das Verdienst des wahrhaft würdigen und brauchbaren Mannes wird durch jene Herablassung nicht geschmälert, (sey sie auch linkisch genug) wenn sie nur nicht in das Kriechende fällt. — In den höheren Ständen findet man allerdings mehr äussere Bildung, mehr feinere Lebensart und Sittenpolitur als unter den Gelehrten und Künstlern, daher jene über die Pedanterie dieser oft genug zu spötteln pflegen; aber sie sollten bedenken, daß auch in den höheren Ständen so manche höchst wunderliche Pedanterie herrscht, die wohl eben so lächerlich und noch lächerlicher als das linkische Wesen so vieler Gelehrten seyn mag.

Die Verlegenheit, wie wir unsern Körper tragen und bewegen sollen oder nicht, entsteht auch meistentheils dann, wenn wir beobachtet zu werden glauben. — Selbst gescheidte und verständige Leute fühlen sich dann beengt, und in ihrem Aeussern gleichsam unsicher, weil die uns allen eigene Eitelkeit gern Allen gefallen möchte, während sie in dem Beobachter einen

Critiker zu bemerken glaubt, und also mit den Bewegungen unseres Körpers selbst in Streit geräth – wie man denn oft in Gesellschaften Leute findet, die aus Verlegenheit nicht wissen, wie sie sich drehen und wenden, oder wohin sie ihre Augen richten sollen, besonders, wenn Unbekannte vorhanden sind.

Eben daher sind die Stellungen öffentlicher Lehrer auf den Kanzeln und Cathedern oft so sonderbar und komisch, daß sie jungen Leuten gewiß nicht als Muster angepriesen werden können. Ich will hier nur einige Beyspiele aus meinen Erfahrungen mittheilen. Der berühmte Gottesgelehrte Semmler zu Halle bestieg auch noch im hohen Alter seinen Lehrstuhl mit einem Sprunge und mehr als jugendlicher Schnelligkeit, während er jedes Mahl sein lateinisches Gebet: in nomine patris, filii et spiritus sancti, unverständlich genug hermurmelte, und dann mit aufgelehnten Armen den Vortrag hielt. — Sein liebenswürdiger, bescheidener, höchst verdienstvoller College lief eben so schnell durch die Reihen seiner Zuhörer, und hielt seinen Vortrag mit plinzelnden, meistentheils ganz zugedrückten Augen,

die Arme hielt er hinter dem Catheder versteckt, indem er mit ihnen sehr oft die Bewegungen eines Webers zu machen pflegte. — Der große Philosoph Eberhard zupfte sich während seiner Vorlesungen fast ununterbrochen an seinen großen Augenbraunen. — Ein anderer dort weniger bekannte Philosoph, ein gigantischer Körper, warf sich auf seinem großen Catheder bäuerisch hin und her, und schrieb die logischen Tabellen, ein großes Stück Kreide in der Hand, mit einem donnernden Geräusch an die Tafel. — Der damahlige Geheimerath und Rechtslehrer Karrach hatte bey seinem Vortrage einen so sprudelnden Mund, daß die jungen ankommenden Edelleute, welche nahe an dem Catheder zu sitzen die Ehre hatten, gar bald entferntere Plätze suchten. Die beyden unsterblichen Männer, Spalding und Zollikofer, standen dagegen fast unbeweglich auf der Kanzel, und machten nur bisweilen eine leise Bewegung mit der einen oder der andern Hand. Diese ruhige Stellung ist allen Predigern zu empfehlen, weil sie dem Vortrage eine gewisse Würde giebt, und andeutet, daß der Redner ganz

von der Wichtigkeit der vorzutragenden Wahrheiten eingenommen ist.

Eine zu große Lebendigkeit in unsern körperlichen Bewegungen während der Rede und des Gesprächs ist ebenfalls ein Uebelstand des letztern, so wie der Mimik selbst. Wenige Menschen haben sich hierbey in ihrer Gewalt, und glauben nicht reden zu können, ohne alle Hebel körperlicher Bewegung in Thätigkeit und Umlauf zu bringen. Bey den meisten ist es wirkliche Lebhaftigkeit des Charakters, Flüchtigkeit, Schnelligkeit, oder auch Feuer des Temperaments. Ihre Ideen und Empfindungen wollen sich immer so ganz hörbar machen, und weil sie überschnell in der Seele aufsteigen; so soll die körperliche Mobilität sie eben so behende zu Tage fördern. Daher die oft in das Unleidliche und übertriebene Bewegbare colerischer und colerisch = sanguinischer Leute, während der Phlegmatiker uns seine Bewegungen, seine Worte und Gedanken oft mit der peinlichsten Langsamkeit vorzählt.

Freilich nimmt auch jene Lebhaftigkeit selten die gehörigen Rücksichten auf Zeiten, Personen und Umstände; sie kann höchst inurban seyn,

selbst unter Gebildeten. Sie bricht überall mit ihrem Ungestüm hervor, und macht sich um so weniger Vorwürfe über sich selbst, da sie sich einem schuldlosen Antriebe der Natur hinzugeben glaubt. An vielen Menschen kann uns diese Lebendigkeit, diese Munterkeit und Fülle des Gefühls, diese Freiheit des Charakters auch schon wegen seiner Unbefangenheit sehr gefallen; sie können uns schon dadurch sogar liebenswürdig erscheinen, wenn sie damit Sittenfeinheit, Gutmüthigkeit und Herzlichkeit verbinden, — und zur rechten Zeit mit ihren Aufwallungen einzulenken wissen.

Solche Leute sind gewöhnlich die Beförderer des wahren, frohen, geselligen Tons. Sie sind den Fröhlichen und Traurenden willkommen, weil sie einen angenehmen Wechsel der Unterhaltung zu leiten verstehen, durch ihre schuldlose Lebendigkeit der langen Weile vorbeugen, oder sie vertreiben — und man vergiebt ihnen oft gern ihre zu große Mobilität, weil sie dem Originellen solcher Charaktere angehört. — Weniger gefällt sie uns in den zu regen Körperbewegungen des schönen Geschlechts, weil dieses

zu einer ganz eigenthümlichen Aufmerksamkeit auf seinen Körper verbunden ist; Theils, damit es nicht ein zu großes Feuer seines Naturels verrathe, Theils auch die Feinheit der Decenz nicht verletze, worin es uns allein in seiner höchsten Liebenswürdigkeit erscheinen kann.

Bey Andern ist diese Lebendigkeit nur angenommen, erkünstelt und theatralisch. Sie meinen dadurch zu interessiren und Aufmerksamkeit zu erregen; da sie aber nur Affectation ist, so fällt sie leicht in das Geschmacklose und wird widerlich durch ihr ganzes Seyn und Wesen. — Man findet sie vornehmlich bey Leuten, welche öffentliche Rollen zu spielen haben, bey Schauspielern, Declamatoren und dergleichen. Sie nehmen das Agiren mit in das schlichte, gemeine Leben hinüber, und treten dann in geselligen Zirkeln wie im Schauspielhause auf. Man bemerkt dieß selbst bey unseren vortrefflicheren theatralischen Künstlern und Künstlerinnen. Sie gefallen sich zu sehr in dieser angenommenen Mobilität, und begehen darin leicht Fehlgriffe, sobald sie die gerade und einfache Natur durch einen

hindurchschimmernden Zwang der Mimik und des Comischen beleidigt.

Sehr viele Leute haben sich bey ihrer natürlichen oder auch erzwungenen Lebhaftigkeit noch mancherley sonderbare Unarten angewöhnt, die uns leicht beschwerlich werden können. Sie klopfen euch während des Gesprächs oft wohl gar unsanft auf die Schultern; sie rücken uns so nahe, daß wir unsere Füße nicht genug sichern können *), oder sie drücken und schütteln uns mit Ungestüm die Hände. Andere bewegen sich im Gespräch wie ein Vogel im Käfig, hin und her, und sind nicht zum Stehen zu bringen. Ich kenne einen liebenswürdigen Prinzen, der selbst bey Tafel fast ununterbrochen eine schnelle vor- und rückwärtsgehende Bewegung mit seinem Körper zu machen pflegte, und viele andere Leute, die bey ihrer

*) Man erzählt von Friedrich dem Großen: daß ihm einst ein solcher lebendiger Kreisel aus Unvorsichtigkeit oder Linkischkeit ein paar Mahl auf die Füße trat. Als der König einen neuen Tritt befürchtete, sagte er zu dem Manne sehr naiv: Nun, wähle Er sich einmahl einen andern.

Rede die wunderlichsten Schwingungen mit ihren Händen machen.

Das Gegentheil von diesen lebend'gen, gleichsam stürmischen Gesellschaftern sind die unbiegsamen, steifen und hölzernen Leute. Diese bewegen sich fast gar nicht, oder so langsam mechanisch, daß ein Schritt oder eine Bewegung der Hand der andern vollkommen gleich ist, ohne daß man sie immer unter die Phlegmatiker zählen könnte. Oft sind es geistreiche und gewandte Köpfe, aber in ihrem äussern Wesen sind sie ganz Pedanten. — Das vom Herrn Campe neugeschaffene Wort, Steifling statt Pedant, ist, meiner Meinung nach, auch in so fern sehr treffend, weil es zugleich das Kleinliche in der Art und Weise solcher Leute (wie in den Wörtern Dichterling, Witzling, Klügling, Sonderling) andeutet. — Jene Steifheit des Körpers ist aber auch oft nur eine von den obengenannten Verlegenheiten, sich durch eine linkische Bewegung in der Societät nicht zu compromittiren, oder auch Stolz und Egoismus, welcher den Ton angeben und vielleicht auch dem Muthwillen

munterer Köpfe durch seine Feierlichkeit zuvorkommen oder ausbiegen will.

Wir finden diese Steifheit nicht selten bey alten Mädchen — weniger bey Ehefrauen, weil diese durch den Ehestand selbst, als eine Bildungsschule des Lebens und der Sitten, liberaler und verständiger geworden sind. Jene meinen, daß sie immer noch ihre jungfräuliche Ehre zu bewachen und zu bewahren haben, und halten deßwegen gar viel auf körperlichen Anstand, Langsamkeit der Bewegung, des Ganges, (nur selten der Zunge) und meistern gern die junge Welt über ihr lebhaftes Betragen. In ihrer Jugend waren sie eben so ausgelassen, wie diese; aber nun machen sie die Sittenrichterinnen, wie der Wüstling, der im Alter ein moralischer Pedant wird, und nun seine Gespräche mit einer Menge Tugend- und Weisheitslehren auszuflicken sucht.

Das steife Betragen so vieler Kinder in der Gesellschaft, hat verschiedene Ursachen. Meistentheils ist es Furchtsamkeit, besonders in Gegenwart fremder Gesichter, mit denen sie noch nicht bekannt sind, und sie also als etwas Unbekanntes scheuen, (eine Erscheinung, die wir bey sehr

vielen ältern und selbst gescheidten Leuten bemerken). Daher denn auch die Blödigkeit der lebhaftesten Kinder in solchen und ähnlichen Fällen, so daß es verlorne Mühe ist, sie zum Sprechen, oder zu der sogenannten Manierlichkeit anzureizen, wenn Fremde gekommen sind. Noch unverständiger wäre es, ihnen dann ihr linkisches und stummes Wesen mit Härte zu verweisen, weil man ihrer natürlichen Furchtsamkeit noch eine andere, nehmlich die Furcht vor einer Strafe, zugesellen würde, wodurch endlich wohl gar das Schlimmste von allen, ein tückisch-verschlossener Charakter, entstehen könnte. Man begeht unendlich oft den Fehler, daß man von den Kindern verlangt, daß sie die Manieren, den Anstand und die Begriffe von Lebensart älterer Leute haben sollen, und ich möchte wohl in der Seele eines Kindes von natürlich gutem Verstande lesen können — wie wunderlich und sonderbar ihnen diese ältern manierirten und pedantischen Sittenrichter vorkommen.

Die zu lebendigen Leute begehen auch oft den Fehler im Umgange, daß sie sich in geselligen Zirkeln ungeduldig hin her bewegen, um von

allem, was gesagt wird, etwas neugierig aufzufassen und aufzuhorchen. Dieß giebt ihnen bald einen komischen, bald einen widerlichen Anstrich. Einen komischen, wenn sie das Erzählte nur halb verstanden haben, und darauf ihre Deutungen des Historischen gründen, ohne in ihrer Neugier jemals gesättigt zu werden. — Ich mögte ganz Ohr seyn, sagte ein solcher Politiker, als sein Ohr in einem großen Club die Stimmen von hundert andern politischen Kannengießern nicht abreichen konnte. — Einen widerlichen, und man könnte sagen, fast gemeinen Anstrich, wenn sehr viele Leute wegen ihrer Lebhaftigkeit nicht zuhören, was der Andere ihnen zu sagen hat, oder sagen will. Diesen Mangel an Aufmerksamkeit begehen sehr oft selbst gebildete Männer und Frauen. Sie unterhalten uns und lassen sich unterhalten, ohne genau zu wissen, was gesagt wird, weil sie unterdessen mit ihrem Geiste abwesend sind, und schon durch das Herumschweifen ihrer Blicke verrathen, daß sie von dem Vortrage nichts verstanden haben. Es ist immer vorauszusetzen, daß der Erzähler einen Werth auf seinen Vor-

trag legt, besonders, wenn es ein Mann von Verdienst ist, und dann ist es noch unschicklicher, ihm nicht zuzuhören. Mich dünkt, daß selbst der gemeinste Mensch von gesunder Vernunft dieß nicht leiden mag, und daß hierin ein Jeder, wenn er Vernunft verräth, einige Schonung verdient.

Einer unserer würdigsten Gelehrten lief oft früher aus den angenehmsten Gesellschaften, wenn man seinem Vortrage, der so sehr belehrend war, keine Aufmerksamkeit schenkte. — Es liegt ein Ausdruck der Undankbarkeit oder der Brutalität in diesem Nichtzuhören, wenn ein gescheidter Mann oder ein Künstler für seinen Vortrag Achtung verlangt. — Einer unsrer vortrefflichsten, deutschen, ältern Musiker spielte einst mit seiner Meisterhand auf dem Clavier. Der vornehme Bürgermeister der Stadt, ein sehr lebendiger Mensch, sprach dabey so lebhaft, daß der erbitterte Künstler aufsprang, und dem Herrn Bürgermeister sehr unsanft sagte: „schweigen Sie, mich kennt man überall; jenseit der Stadtthore weiß keiner Ihren Namen.“

Das, was wir Anstand, Wohlstand, Lebensart und gesellschaftlichen Ton nennen, bestehet wiederum aus einer Menge Kleinigkeiten und sogar Lächerlichkeiten — und man hat so verschiedenartige Begriffe hiervon, daß augenblicklich dagegen gefehlt wird. Was der Eine Wohlstand, feinen Weltgebrauch und Geschicklichkeit im Umgange nennt, hält der Andere oft für Thorheit, Pedanterie, Ziererey und conventionellen Zwang. Der schlichte Menschenverstand findet das leere Ceremoniel der höheren Stände lächerlich und abgeschmackt. Er siehet mit Bedauern, wie marionettenartig sich die vornehmen Leute bewegen, wie einsylbig und abgezirkelt sie reden, wie ängstlich sie auf ihren Vorsitz und Vortritt halten, wie sclavisch sie von dem Eigensinn der Mode abhängen, wie ihr ganzes Wesen oft nichts als Einseitigkeit, Mechanismus und Micrologie ist, während eben diese Micrologen den schlichten Mann einen uncultivirten, bäuerischen und ungenießbaren Menschen nennen.

„Was die äussere Achtung, dasjenige, was man Etikette, Welt, Höflichkeit nennt, betrifft: so kann man sie auch denjenigen bezeigen, die man

nicht achtet, ohne deßfalls einer Falschheit oder Verstellung bezüchtigt werden zu können. In dem Wörterbuche des gemeinen Lebens giebt es eine Menge Ausdrücke, die ganz und gar die Bedeutung nicht mehr haben, die ihnen von den Erfindern der Sprache beygelegt worden. Es sind gleichsam heruntergesetzte Münzen, deren Herabsetzung jeder weiß, und womit also niemand betrogen wird. Derjenige, der dergleichen Aeusserungen thut, derjenige, dem sie geschehen, und alle, die sie hören, sind gewiß überzeugt, daß sie falsch sind. Sie geschehen auch gar nicht in der Absicht, um geglaubt zu werden. Sagt Einer zu dem Andern: ich bin erfreut Sie wohl zu sehen; so heißt das weiter nichts, als: es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie wohl sind oder nicht. Ein Glück, wenn es nicht gar heißt: wollte Gott, daß Sie nicht wohl wären. Sagt er: ich empfehle mich Ihnen, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als: ich will nun nach Hause gehen. Da nun Alle über den Werth solcher Ausdrücke Eins sind; so kann gar kein Mißverständniß entstehen, und wer sie nach der Herabsetzungstabelle in Cours bringt, handelt weder

falsch noch unredlich. Wer ein abgesetztes zu 18 Pfennigen heruntergewürdigtes 2 ggr. Stück zu 18 Pfennigen in Umlauf bringt, vervortheilt niemand. Nur der würde mich betriegen, der es mir zu 2 ggr. aufhängen wollte."

„Ohnstreitig ist hierin die Convention der zuverlässige Maaßstab, zumahl da der Werth aller Dinge, die Tugend allein ausgenommen, conventionell ist. Alle Menschen können also ohne Zweifel durch einen allgemeinen Vertrag so gut ausmachen, daß künftig: Ihr Diener, bedeuten solle: ganz und gar nicht Ihr Diener, als es allen Großen der Erde frey stehen würde, durch eine allgemeine, unter einander concertirte Verordnung zu bestimmen, daß ein holländischer Ducate künftig nicht mehr als einen Gulden gelten solle. Dann würde nur der betriegen, der ihn noch immer zu einen Ducaten ausgeben will — und das würde auch der thun, der uns Complimentensprache für Herzenssprache verkaufen wollte *)."

---

*) Campe's Theophron. S. 120. u. f.

Ganze Nationen sogar haben hierin ihre höchst verschiedenen Begriffe — so wie es in der Feinheit und Würde der Sitten überhaupt fast zahllose Grade giebt, weil jeder den wahren oder vermeintlichen Anstand nach seinen Empfindungen, Aufklärungen, Einbildungen und angenommenen Gewohnheiten berechnet. — Bey einigen Völkern, sagt Montaigne, gehört es zur Lebensart, denjenigen den Rücken zuzukehren, welche man grüßt, so daß man den, welchen man seine Ehrerbietung bezeigen will, gleichsam als ob er ein höheres Wesen sey, durchaus nicht anblicken darf. Bey Andern hat die Hofdame, welche bey dem Monarchen am meisten gelitten ist, allein die Ehre, den Speichel der Majestät mit der Hand aufzufangen; noch bey Andern gebiethet es der feine Ton der Hofleute, den Speichel des Regenten sorgfältig mit feinen Tüchern aufzuwischen. Es giebt Völker, wo man den Wohlstand höchlich beleidigen würde, wenn man mit seinem Landesherrn anders als durch ein Blasrohr reden wollte. Die indianischen Schönen würden den Anstand beleidigen, wenn sie nicht nur Ringe in der Nase, in den Lippen, in

den Wangen und Fußzehen, sondern auch metallene Stäbe durch ihre Brüste tragen durften. Es gehört bey Andern zum bon Ton, die Insecten auf dem menschlichen Kopfe ja nicht zu zerquetschen, sondern wie die Affen mit den Zähnen zu zerbeissen. Bey sehr vielen Nationen gehört es sogar zur Lebenssitte und zum Wohlstande, das Unanständige zur Schau zu tragen. Herodot erzählt von einem Volke: daß die Damen so viel Quäste an dem Saum ihrer Röcke trugen, so vielen Männern sie ihre Umarmungen geschenkt hatten.

Die Art und Weise, wie man unter verschiedenen Nationen, ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll, die höheren Stände machet, und wie dieß alles dort zum höheren Anstande gehört, ist eben so sonderbar. Die Negerkönige ertheilen den Adel, wie die unsrigen, für baare Bezahlung. In Issini schenkt der König dem neu Geadelten — eine Trommel und einige kleine elfenbeinene Trompeten als Adelsdiplome. Auf den Schultern von Sclaven wird der neu Geadelte nun im ganzen Dorfe unter einer lermenden Musik von Trompeten und Trommeln,

und unter Gesang und Tanz seiner Weiber, herumgetragen. Bey andern Negern wird der Adel für einen Hund, eine Ziege und einen Ochsen gekauft, die man zum Besten giebt. Der Kopf des Ochsen wird von dem Geadelten, als das Zeichen seines neuen Standes, bey der hochadlichen Familie sorgfältigst aufbewahrt.

Wenn wir hier vom Wohlstande reden, so betrachten wir ihn nicht etwa nach der Tactik des Tanzkünstlers oder der Gouvernante, sondern mehr in moralischen Rücksichten, auch nicht in seinen allgemeinern Formen, sondern vornehmlich in den Fällen, wo er auch in Kleinigkeiten als etwas Humanes beobachtet werden muß. — So ist es z. B. nicht einerley, wie wir unsern Gruß einrichten. Ist er nicht allgemeine Volksgewohnheit, wie bey mehreren orientalischen Völkern; so sind wir nicht verbunden, einen jeden zu grüßen, welches ohnehin an zahlreichen Oertern und gefüllten Straßen nicht einmahl thunlich wäre — so wie uns selbst ein Gruß von jemand, den wir gar nicht kennen, aufzufallen pflegt. Aber auch dann müssen wir ihn erwiedern, weil doch eine Höflichkeit der andern

werth ist. — Manche vornehme Leute begehen die Unart, daß sie Geringeren, von denen sie begrüßt werden, ja kein Zeichen eines Gegengrußes geben, als ob sich das so von selbst verstünde. Dieß ist eine Art von Herabwürdigung und Beleidigung, da der gemeine Mann ebenfalls sein eigenes Ehrgefühl hat. Als eine Hofdame zu ** den Gruß eines vorübergehenden, rechtlichen Bürgers nicht einmahl mit einem leisen Kopfnicken erwiederte, sagte er ihr ins Gesicht: Frau Gräfinn, Sie sind eine Närrinn. Der Fürst, an dessen Hofe diese Dame lebte, erwiederte dagegen den Gruß des geringsten Bürgers auf die leutseligste Art, aber das Beyspiel seiner Humanität hatte überhaupt sehr wenig auf sein Hofgesinde gewirkt.

Der Gruß muß so eingerichtet werden, daß man ihn wenigstens gern und ungezwungen, und bloß aus leerer Gewohnheit zu gebrauchen scheint — so auch der Gegengruß — es versteht sich nehmlich in gesitteten Zirkeln, und im Zusammentreffen mit gebildeten Menschen. Man siehet es so manchen Leuten an, daß sie ungern grüßen und ungern danken, so leicht und mühelos auch

dieses conventionelle Geschäft an sich selbst ist. Freilich kann der, von welchem wir begrüßt werden, oder den wir begrüßen sollen, in seinem äussern Wesen, vielleicht auch nur in seiner Physiognomie, etwas Unleidliches für uns haben, uns zur Unzeit begegnen oder zu belauschen scheinen, oder ein uns widriges Anliegen haben — oder wir fürchten von einem Schwätzer und Ueberlästigen zu lange aufgehalten zu werden, dann wird unser Gruß leicht gleichgültig, kalt, ungefällig, oder wir biegen dem Gruße wohl gar aus, indem wir die andere Seite der Straße zu erreichen suchen, oder in ein Nebenhaus eilen. Dieß kann aber für den, der nicht gegrüßt werden soll, sehr empfindlich werden, da wir ihn hierüber nicht einmahl einen Vorwurf machen dürfen, weil es dem Andern frey steht, ob er auf der rechten oder linken Seite der Straße gehen will, und da er sich im Beschuldigungsfall entschuldigen könnte, daß er es in der Zerstreuung gethan, oder aus einer andern physischen Ursache diesen Weg genommen habe.

Großen Herren weicht man auch wohl aus Respect, oder auch aus Furchtsamkeit, aus, um

nicht etwa in einer ihrer übeln Launen mit ihnen zusammen zu treffen, und schuldiger oder unschuldiger Weise einen ungünstigen Blick von ihnen zu bekommen. Dieß Ausbiegen war einem unserer noch leber den vortrefflichen deutschen Fürsten so widerlich, daß er einen Haarkräusler, der bey ihm vorbey sich hinter einer Ecke verkriechen wollte, an dessen Rockschoß faßte, und dabey nach seinem Charakter sehr gutmüthig sagte: was habe ich Euch zu Leide gethan, daß Ihr mir ausweicht?

Man erkennt den Mann und die Frau schon an ihrem Gruße, als an einem Abdrucke der Erziehung. Man schließt auf ihre feinere oder geringere Bildung nach der Art ihrer Begrüßung — und es kann so etwas Gefälliges, Verbindliches und Zartes darin liegen, daß uns schon Gebildete durch ihren Gruß liebenswürdig erscheinen. Cultivirte und herzliche Frauen haben darin besonders ein glückliches, natürliches Talent oft der feinsten und schönsten Sitte. — Ihr freundlicher und vertraulicher Gruß ist ohne Ziererey, er spricht zu unserm Herzen, und flößt uns Hochachtung für sie ein, wenn wir sie

auch bisher noch nicht kannten. Die sittsame, aber doch zwanglose Verbeugung bey dem Gruße, ihr anspruchloses Wesen, ihr bescheidner Blick, ihre milde Sprache — kurz ein weiblicher Gruß hat tausendmahl die ernste Liebe des Mannes geweckt, und glückliche Ehen veranlaßt.

Die besonderen, meistentheils mimischen Fehler des Grußes sind — ein zu lauter stürmischer Ausdruck desselben, ein zweckloses Entgegenschreien, eine linkische Bewegung dabey, eine zu tiefe oder zu steife Verbeugung, ein schnelles Hinzustürzen auf den zu Begrüßenden, indem man sogleich nach dem Gruße in einen unaufhaltbaren Wortschwall übergeht; ein mürrischer, kalter Blick, das Gegentheil der humanen Freundlichkeit, womit der Gruß ausgedrückt werden soll, oder auch eine zu große Freundlichkeit, die den Ausbruch des Lachens und eine Verzerrung der Gesichtsmuskeln andeutet, eine zu lebhafte Umarmung und der zu ungestüme Kuß.

Man darf auch nicht vergessen, in geselligen Zirkeln die Vornehmern, und besonders den Hausherrn und die Hausfrau, zuerst zu begrüßen.

Noch unschicklicher wäre es, den Gruß wohl ganz zu verabsäumen. Diese Vernachlässigung wird leicht übel gedeutet, und ist in der That unschicklich, weil sie sogar mit Undank verbunden zu seyn scheint. — Denn diejenigen, welche uns einladen, wollen uns einige vergnügte Stunden schenken, wogegen wir nicht unerkenntlich seyn dürfen.

Ich will hier noch die Bemerkung eines unserer würdigsten Erziehungsschriftsteller nachholen. Er sagt sehr wahr: es sey unschicklich, und gegen Schonung und Klugheit, wenn uns Bekannte und Freunde in der Dunkelheit der Nacht auf der Straße begegneten, mit Nennung ihres Namens zu begrüßen. Jene können in der That Gründe haben, nicht genannt seyn zu wollen — und diese Gründe können billig seyn, weil sie vielleicht einen Weg gemacht, einen Besuch, ein Geschäft abgethan, das sie aus schuldlosen Ursachen zu verheimlichen wünschen. Ein Geschäftsmann kann z. B. einen Handelsbesuch abstatten, oder eine rechtliche Untersuchung in einem Hause, in einer

Familie anstellen wollen, wobey sein Name auf öffentlicher Straße nicht ausgerufen werden darf. Ein Rechtschaffener kann eine Unglückliche, um ihr Hülfe zu leisten, besuchen, und er wählt dazu aus Bescheidenheit, oder um keinen Verdacht zu erregen, die Stunden der Dämmerung — und so kann es andere schöne und liebenswürdige Handlungen geben, bey welchen der Handelnde selbst durchaus verborgen zu bleiben wünscht.

Man war sonst nach alter deutscher Sitte in Absicht des Grußes pünktlicher als jetzt. Man erkundigte sich vorher, ehe man in den gesellschaftlichen Kreis trat, genau nach dem Range der Personen, und richtete so seinen Gruß ein, anstatt daß man jetzt oft den zuerst grüßt, auf welchen zunächst unsere Blicke fallen, oder sich wohl gar nur an die jungen Frauenzimmer wendet, und die alten ehrwürdigen Herren und Damen nicht zu bemerken scheint. Das Alter verdient auch hier allerdings eine Auszeichnung, und bejahrte Leute nehmen es sehr übel, wenn man sie in der

Societät übersieht. Sie haben ein Recht dazu, und die spartanische Sitte ihrer Verehrung war einer der schönsten Züge griechischer Urbanität und Bildung.

Bei dem Gruße und der Anrede ist es völlig unnöthig, den Namen und Titel des Begrüßten zugleich mit auszusprechen, wie sich dieß viele Leute angewöhnt haben. — Der Begrüßte kennt ja seinen Namen und Titel ohnehin schon, ohne daß wir ihn durch unseren Gruß daran erinnern dürfen. Es ist genug, die gewöhnlichen äusseren Zeichen der Begrüßung zu gebrauchen, und allenfalls den ergebenen, gehorsamen, unterthänigen — oder andern Diener hinzuzusetzen. Andere Ausdrücke: mein Freund, mein Lieber u. dgl. verrathen zu viel schlanke Vertraulichkeit, wenn die Begrüßten wirklich nicht unsere Freunde, und nicht von uns geliebt sind. — Freilich giebt es Thoren genug, die sich an ihren Titeln nicht satt hören können, zumahl wenn sie dieselben erst erhalten haben, und diesen kann man leicht jenes kleine unbedeutende Opfer ihrer

Eitelkeit bringen, zumahl wenn es Leute sind, die uns dienen oder schaden können.

Der Kuß, nicht sowohl als ein Zeichen der Freundschaft, sondern nur der Begrüßung betrachtet, gehört auch hierher, und ist in einigen Gegenden üblicher als in andern — daher man sich auch hierbey nach der Gewohnheit und Schicklichkeit richten muß. Da er eigentlich nur als ein Ausdruck der Herzlichkeit und Zuneigung gewürdigt werden sollte; so könnte er zwischen solchen Leuten ganz unterbleiben, die allenfalls nur einander bekannt sind, ohne in engern und vertraulichern Verhältnissen mit einander zu stehen. Er wird sogar zu einer widerlichen Heucheley, wenn sich Männer und Frauen einander küssen, die eine gegenseitige Abneigung und Kälte gegen einander fühlen, oder überhaupt wenig für Andere empfinden. Manche Leute küssen in den geselligen Zirkeln herum, als ob sie dafür bezahlt würden. Dieß ist unschicklich und geschmacklos, und kaum zu begreifen, wie man hinter einander so viele, auch wohl unreine, Lippen

berühren kann *). — Im vertraulichen Kreise zwischen Freunden und Freundinnen, oder zärtlichen Aeltern und Kindern, ist der Kuß als ein Zeichen der Liebe selbst ein stiller, liebenswürdiger Gebrauch, der die Herzen näher an einander schließt, und in uns in edeln Erinnerungen und Entschlüssen lange und wirksam fortleben kann.

Der Handkuß ist mehr ein Ausdruck der Veneration als der Begrüßung, und unter gebildeten Ständen noch sehr üblich. Man küßt die Hand eines Frauenzimmers, weil man aus

---

*) Man sehe nur, sagt Montaigne, wie die Art und Weise unserer Begrüßungen dadurch wirklich ausgeartet ist, daß wir nach unserer Nationalgewohnheit so leicht Küsse nehmen und geben. Es ist ein widerlicher und die Frauen beleidigender Gebrauch, daß sie einem noch so unausstehlichen Menschen ihre Lippen reichen müssen, wenn er sich ein Paar Bedienten halten kann. Wir Männer gewinnen dagegen auch nichts hierbey, weil wir so viele Häßliche zu küssen verbunden sind. „Et à un estomach tendre, setzt er sehr naiv hinzu, comme sont ceux de mon âge un mauvais baiser en surpaye un bon.“ Essais Livre III. chap. 5.

Achtung oder Schicklichkeit nicht wagt, ihren Mund zu küssen, oder die Hand eines großen Herrn, weil man sie nicht drücken darf. Das Zeichen der Veneration wird auch dadurch noch ausdrucksvoller, daß man sich bey dem Handkusse gegen den Verehrten neigen, also die Stellung der Unterwerfung annehmen muß. Gebildete Frauenzimmer halten aus Schonung und Artigkeit die Hand in einer Höhe, daß die sclavische Verbeugung des Mannes hierbey nicht nöthig ist. Die feinere weibliche Sitte läßt es auch nicht zu, daß der Handschuh auf der Hand, sondern die Hand selbst geküßt wird, wobey aber auch bisweilen eine kleine Coquetterie zum Grunde liegen mag.

Der vertrauliche Händedruck redlicher Männer und Freunde hat etwas Inniges und sehr Achtungswerthes; es ist als ob sie sich von Neuen die Herzen schenken, und sich auf ewige Zeiten mit einander verbinden — und daß diesen Bund keine Falschheit und Untreue je verlezzen solle. Lebhafte Leute und alte an einander gewöhnte Freunde pflegen sich dabey die Hände zu schütteln, als ob sie dadurch die Wahrheit

ihrer

ihrer herzlichen Ausdrücke und guten Gesinnungen sich noch anschaulicher machen wollten. — Engel sagt in seinen Ideen zur Mimik: „Handschlag, Kuß und Umarmung sind drey Arten von Versicherung der Freundschaft; die Erste die schwächste, weil sie von den Körpern nur ein paar ihrer äussersten Theile vereinigt; die letzte die stärkste, weil sie die ganzen Körper einander näher bringt, und ihre oberen Theile umschlingt." Mich dünkt, diese Abtheilung ist einseitig und erzwungen. Der vertrauliche Händedruck, wobey man sich treuherzig und froh anblicken kann, welches beym Kuß und der Umarmung nicht der Fall ist, scheint noch mehr als die Berührung der Lippen (wir reden hier von einerley Geschlecht), den Biedersinn der Freundschaft auch dadurch symbolisch anzudeuten, daß die vereinte Kraft und Tugend fester da stehe, als die einfache und einzelne. Der Kuß und die Umarmung sagen in unzähligen Fällen weniger, als der Händedruck des rechtschaffenen Mannes, und dieser bedient sich jener Zeichen gewiß weniger als des letztern.

Was die Anrede, die dem Gruße zu folgen pflegt, betrifft; so ist sie nicht immer so leicht ge-

funden, und es giebt Leute, die sich wohlbedächtig darauf vorbereiten, wenn sie in gesellige Zirkel treten. Sie wird uns oft darum schwer, weil wir nicht wissen können, mit welchen Ideen der oder jener von uns zunächst unterhalten zu werden wünscht, oder in welchen Stimmungen und Launen wir diese und jene antreffen dürften. Oft wartet auch einer auf den andern, wer zuerst reden soll, und dieß vermehrt nur die Verlegenheit. Zum Glück giebt es einen uns allgemein berührenden Gegenstand, der gewöhnlich das Gespräch, selbst in den gebildetsten Gesellschaften, eröffnet, und dann nach und nach oft sonderbar genug zu unterhaltendern Nebenideen führt — ich meine die Witterung. Viele Leute können ihre Gespräche auf keine andere Art beginnen, denn mit dem: wie befinden Sie sich? ist man bald fertig, aber vom Wetter, vom Regen, Nebel und Sonnenschein läßt sich vielerley schnacken, ohne daß eben dadurch der gesellige Anstand beleidigt werden könnte. Auch ist es besonders ein schuldloser Behelf, mit Frauenzimmern, die uns weniger bekannt sind, das Gespräch gelegentlich einzuleiten, weil wir so viele Rücksichten gegen die weibliche Sitte

zu beobachten haben, um nicht schon in der Anrede einen Verstoß gegen das Schickliche zu begehen, welcher durch das Gerede vom Wetter wohlweislich vermieden wird.

Von der Anrede und Unterredung gewisser Großen, sagt Trublet sehr wahr: sie sey sehr vornehm. Die Neigung, nur ihre Hoheit zu zeigen, spornt sie gewöhnlich Anfangs; wenn dieß geschehen ist, werden sie höflich und artig. Allein nun ist es oft nicht mehr Zeit; der Mißgriff ist geschehen und oft unersetzlich. Es giebt große Herren, deren gefälliges Wesen vollkommen wahr und aufrichtig ist; aber sie haben sich dennoch vor jener Vornehmheit des Anstandes in Acht zu nehmen; sie mischt sich oft in ihr Benehmen, ohne daß sie es selbst bemerken.

Es ist eine Unschicklichkeit, wenn Andere in ihrer Anrede uns sogleich von sich selbst, besonders von ihren Kränklichkeiten und andern unangenehmen Vorfällen, zu unterhalten anfangen. Dieß verräth Theils Schwäche und Unkunde des bessern Tons im geselligen Leben, Theils Egoismus zur Unzeit. Wir wollen in der Regel von Andern mit einer gewissen freundlichen, nicht peinlichen

Art empfangen werden, weil es uns selbst übellaunig machen kann, schon bey der Anrede wenigstens einen Anstrich des Mitleidens annehmen zu müssen, den wir dem Klagenden nun einmahl schuldig sind. Die Umständlichkeit, womit dieser nun dem Ankommenden seine körperlichen Gebrechen, vielleicht nur aus hypochondrischer Grille, und dieser wiederum die seinigen vorerzählt, macht die Unterhaltung für den Dritten oft bis zur Verzweiflung langweilig.

Man sey übrigens in der Anrede weder zu freien und fröhlichen Muths, noch zu ernst und feierlich, weil beydes ebenfalls mit dem guten Tone streitet. Die zu freye und muntere Anrede kann auch oft nur ein an sich schuldloser, aber übel berechneter Zweck seyn, die Gesellschaft sogleich zur Fröhlichkeit zu stimmen; — wie es denn zu den Unarten, oder wohl gar zur Gemeinheit gehört, mit lautem Gelächter in die Gesellschaft zu treten, ohne daß man weiß, worüber und warum der joviale Ankömmling lacht. — Das zu Ernste und Feierliche stößt ab, und genirt, zumahl wenn der übrige Theil der Societät froh gelaunt ist. Man thut am besten, sich vorher zu orienti=

ren, welcher Ton und welche Laune eben jetzt in dem geselligen Kreise herrscht, ehe man seine Personalität hören läßt. Denn ist man darin froh gestimmt; so ist der Ernste und Feierliche höchst unwillkommen, und ist man nicht frohgelaunt, so wird uns der Joviale leicht widerlich.

Das Entblößen des Haupts bey den Europäern (das Abnehmen des Hutes bey Gruß und Anrede) sagt Engel*), ist ohne Zweifel kein natürlicher Ausdruck, sondern bloß eine Anspielung auf irgend einen alten willkürlichen Gebrauch; vermuthlich auf den Gebrauch der Römer, die ihren Knechten nicht eher als bey der Freylassung den Hut gaben, der noch eben daher ein Sinnbild der Freyheit ist. Allein jene Erscheinung kann noch unter eine andere Ansicht gebracht werden. Der bey weitem größte Theil der Erdbewohner beugt sich zur Erde nieder und berührt sie sogar mit dem Haupte, wenn man jemand seine Ehrfurcht bezeigen will. — Die Europäer haben dafür einen figürlichen Gebrauch angenommen, anstatt den Kopf

*) Ideen zu einer Mimik. 4r Brief.

zur Erde nieder zu beugen, bezeichnen sie diese Handlung der Ehrfurcht mit der Abnahme und Niederhaltung des Huts, gleichsam als ob dieser ein Theil des Hauptes wäre. Mich dünkt, diese Erklärung ist natürlicher als die, welche von den Freygelassenen der Römer hergenommen ist. Ein neuerer Gebrauch, besonders unter dem Soldatenstande, nur die Finger an den Hut oder das Casquet zu legen, deutet eben dahin, und wird so genommen, als ob man das Haupt wirklich entblößt hätte.

Es giebt allerley erlaubte, unschuldige, ja selbst zu empfehlende Mittel, sich schon bey der Anrede Andern gefällig zu machen. Ich rechne hierher

a) zunächst die Geduld und das bescheidene Ausharren, den Andern ruhig anzuhören, wenn er bey der Anrede eine Neigung zur Redseligkeit verrathen sollte. Viele Menschen mögen gern einen Theil ihrer Ideen sogleich abhaspeln, wenn man sich mit ihnen ins Gespräch einläßt. Sie verrichten dieß mit einem gewissen innern ängstlichen Zwange, um mit ihrem Vortrage ja nicht zu spät zu kommen. Stöhrt man sie darin nicht, scheint man ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, wider-

spricht man ihnen nicht, geben wir auch nur einige stillschweigende Zeichen des Beyfalls von uns: so haben wir sie gewonnen, und sie halten uns dann für Leute von feiner Lebensart. — Wir müssen uns nun einmahl daran gewöhnen, so manchem vornehmen Schwätzer unser Ohr zu leihen, und uns wenigstens bey der Anrede schonend gegen seinen Wortregen zu benehmen.

b) den Angeredeten auf eine leise, zwanglose Art auf sein Ich, seine Angelegenheiten, seine Geschäfte u. s. w. hinzuführen, und so auf eine Unterhaltung zu leiten, wobey er natürlicher Weise am meisten interessirt ist. Nichts gewinnt die Menschen leichter, als wenn sie sich im Gespräch mit sich selbst beschäftigen dürfen, und wenn wir ihnen hierzu auf eine unverdächtige Art Veranlassung geben. Es ist, als ob sie dabey leise gekitzelt würden — und sie sind dankbar für dieses Kitzeln, wenn sie keine Schalkheit dahinter vermuthen. Es giebt aber sogar eine so verblendete Selbstliebe, daß sie jene Schalkheit nicht bemerkt, die den Egoismus, von sich selbst zu reden, electrisirt. — Am leichtesten und gewöhnlichsten gewinnt man schon dadurch bey der Anrede

so viele Menschen, wenn man von ihren lieben Kinderchen zu reden anfängt, und sich wenigstens nach ihren Befinden erkundigt. Theophrast schildert diesen Gebrauch in seiner Abhandlung von dem Gefälligen. „Bittet man ihn zu Gaste, so fragt er gleich beym Eingange den Hauswirth, wo seine Kinder sind. Sobald sie erscheinen, erstaunt er über die Aehnlichkeit, die sie mit ihrem Vater haben; er sagt, daß ein Bild dem Originale nicht besser gleichen könne; er ruft sie zu sich, er küßt sie, er spielt mit ihnen; er nimmt sie auf den Schoß und läßt sie darauf einschlafen."

c) Die Bereitwilligkeit, nur sogleich die Neugierde zu beschäftigen, und von den neuesten oder auch alten Vorfällen des Tages zu plaudern. Auch mit den letztern sind im Nothfalle die geselligen Zirkel zufrieden, und es ist auffallend, daß irgend ein Stadt- oder Familien-Geschichtchen hundertmahl erzählt und wieder erzählt werden kann, ohne daß es ermüdet. Sogar die Erfindung neuer Begebenheiten, die offenbarsten Lügen, die übertriebensten Zusätze zu dem kaum Halbwahren, sind in unsern Zirkeln willkommen, und von diesem luftigen Stoffe aus bildet sich

dann leicht die Unterhaltung für ganze Tage und Abende.

d) Das heitere Gesicht, aber ohne erzwungene Offenheit, ohne ein überlautes Wesen. Sind wir nicht ganz verstimmt; so macht dieß bey der Anrede immer schon einen günstigen Eindruck und empfiehlt gleichsam unsere ganze Persönlichkeit. Gewisse glückliche Physiognomien können schon dadurch mehr als durch die beredteste Anrede wirken. Es sind Menschen, die uns auf den ersten Anblick gefallen, die man gern sieht, gern hört, und für die wir uns mit Blitzschnelle interessiren.

e) Das mit dem heiteren Gesicht verbundene Gerngesehen, der herzige Ausdruck, daß wir willkommen sind. Dieses giebt unserer Anrede eine gewisse Freundlichkeit und Vertraulichkeit, wodurch unsere Gespräche die beste und gefälligste Einleitung bekommen, weil dadurch die Gezwungenheit und die ängstliche Convenienz verbannt wird. Man lebt da wie das Mitglied einer sich liebenden Familie; man langweilt sich da nicht, weil Herzen mit Herzen reden, und die schlechteste Kost wird durch dieses liebevolle

Gerngesehen köstlicher als das glänzendste Fürstenmahl.

Es ist etwas Widriges, den vorhergehenden Empfehlungsmitteln sehr Entgegenstehendes, wenn man beym Eintritte in gesellige Zirkel und bey der Anrede sogleich in einen witzelnden Ton fällt, übel angebrachte scherzhafte Fragen aufwirft, und den verunglückten Lustigmacher spielt. Es läuft überhaupt schon wider den edlern Anstand, mit komischen Tiraden und witzelnden Anspielungen, oder wohl gar mit Equivoquen in der Gesellschaft aufzutreten, sich darin bey der Anrede schon zu überbieten, sich zu schrauben, und als Satyriker anzukündigen. Dieß empfiehlt den lustigen Gesellschafter nicht. Denn ist er wirklich ein beißiger Kopf, ist sein Witz treffend und schneidend, so wird er schon bey seiner Anrede gefürchtet, und seine Gegenwart genirt uns. Ist er nur ein gewöhnlicher Witzling, so wird er verachtet und fällt ebenfalls der Gesellschaft zur Last. Die Anreden sollten nie spitzig und dornig, nicht läppisch und windig seyn, sondern sich durch einen freundlichen Ernst ausdrücken, der nicht das Gepräge des

Gespöttes an sich trägt, sondern uns durch seine Offenheit, seine Ruhe und Gradheit gefällt.

Chesterfield drückt sich über den entgegengesetzten Ton in folgender lehrreichen Stelle also aus: „Es ist in manchen Gesellschaften etwas sehr gewöhnliches, in die Sprache der Verläumdung überzugehen. Einige thun es, um ihr tückisches Herz zu befriedigen, Andere glauben dadurch ihren Witz zu zeigen. Ich hoffe, du wirst nie diesen Ton annehmen, — sieh vielmehr die Sache von der vortheilhaftesten Seite an, und ohne gradezu auf eine beleidigende Weise zu widersprechen, zeige, daß du an der Wahrheit der Sache zweifelst, stelle die Unzuverlässigkeit der meisten Erzählungen vor, wo wenigstens Privathaß sich so leicht ins Spiel mischt. Diese Redlichkeit und Mäßigung wird der ganzen, obgleich nicht so redlich gesinnten Gesellschaft gefallen, ungeachtet es eine Art von feinen Widerspruch gegen ihre ungünstigen Behauptungen ist, weil sie hoffen, wenn sie einmahl die Reihe trifft, auch einen solchen Fürsprecher an dir zu finden."

„Es giebt noch eine andere Art von beleidigendem Betragen, welches man oft in Gesell-

schaften wahrnimmt; dieses besteht darin, daß man einen Fingerzeig giebt, oder ein Wort hinwirft, das nur eine oder zwey Personen in der Gesellschaft auf sich anwenden und fühlen können, welche also beyde dadurch in Verlegenheit gesetzt, und um so viel mehr gekränkt werden, weil sie es nicht gern merken lassen wollen, daß sie den gegebenen Fingerzeig auf sich anwenden. Wache also über dich, daß du nie etwas sagst, was entweder die ganze Gesellschaft, oder eine einzelne Person in derselben übel aufnehmen könne, und erinnere dich des französischen Sprichworts: quil ne faut pas parler de cordes dans la maison d'un pendu. — Gutmüthigkeit gefällt allgemein, selbst denjenigen, die sie nicht besitzen, und es ist nicht möglich, liebenswürdig zu seyn, ohne gutmüthig zu seyn und zu scheinen."

Man sieht es vielen Leuten im Gesichte an, daß sie einen witzigen oder boshaften Gedanken aufgehascht haben und ihn gleich bey der Anrede von sich geben möchten. Sie drehen und wenden auch das Gespräch so lange, bis er heraus ist. — Ein lachender Witz, der nicht beleidigt, sondern aufmuntert, dem nichts Erzwungenes anklebt,

sondern der ganz natürlich aus sich selbst hervorgeht, und nur die unschuldig frohe Stimmung des geselligen Zirkels unterhalten will, ist schon in der Anrede willkommen, und so kann eine schalkhafte, aber nicht beleidigende, an die Gesellschaft gerichtete Frage schon jene Stimmung veranlassen. Aber auch der lachende Witz kann übertrieben werden, und dann fängt er uns zu langweilen an, weil wir die fortdauernde Spannung, selbst bey höchst komischen Erzählungen und Witzfunken, nicht lange aushalten können, sondern auch hierbey Ruhepunkte des Gesprächs suchen. — Es giebt muntere Köpfe, die unerschöpflich an witzigen und drolligen Einfällen und Anecdoten sind, und die Gesellschaft stundenlang in jener Spannung erhalten können; aber es ist irgend ein ernster Mann, ein verständiges Weib in der Societät, die dem jovialen Tone eine andere stillere Richtung geben, und so den Wechsel zwischen Scherz und Ernst als die beste Würze des Umganges unterhalten.

Mit dem wahren Anstande der feinern Lebens-art und dem bessern Umgangstone ist das wahre Gefällige sehr genau verbunden und verwandt. Man betrachtet auch dieses sehr oft als eine Kleinigkeit in dem Verkehr mit Andern, weil man es nicht genauer kennt und versteht. Wir sind gewöhnlich zufrieden und glauben die Lebensart nicht zu verletzen, wenn wir sie nur negativ üben, und nicht unmittelbar beleidigen. Aber das echt Gefällige ist von einer höheren und zarteren Natur, und gleichsam die Grazie des veredelten Ausdrucks, Gesprächs und ganzen Umganges. — Der Gefällige versteht die große Kunst, sich in die Menschen, in ihre Weise, ihre Sitten, ihre Eigenheiten zu schicken; er berührt sie mit möglichster Schonung und Behutsamkeit; er trägt ihre Schwächen, jedoch ohne vor ihnen zu kriechen. Muß er widersprechen, so geschieht es mit ruhigem Sinne, und auf eine sanft-belehrende Weise. Er dient gern und schnell, und gutmüthig, wo er kann, und wo er es nicht kann, schlägt er die Hülfe nicht mit Kälte ab. Er verbirgt Andern die Härten seines Temperaments, um nicht anzustoßen; er richtet sich überall so ein, daß er keinen ohne Noth beleidigt,

keinen zurückstößt, keinen überlästig wird, und kein Verdienst lächerlich macht. — So leitet er seine Sprache, seine Sitte, seinen Anstand, sein ganzes moralisches Betragen; denn der wahrhaft Gefällige, der nicht bloß mit der Schminke dieser Eigenschaft prunkt, ist auch ein edler Mann. Seine Gefälligkeit hängt genau mit dem Pflichtgefühl zusammen, und deshalb hat sie auch Ausdauer und eine sichere innere Haltung, ohne alle Ziererey.

Das Gefällige zeigt sich schon in der ganzen Richtung und Bewegung des Körpers. Auch sein Aeußeres ist schön und liebenswürdig. Es vermeidet alle rauhe und stürmische Ausbrüche der Leidenschaften und des Egoismus; es bleibt immer in seinem Geleise, seinem Gleichgewichte und in seiner stillen Würde. Es spricht vornehmlich bey dem andern Geschlecht mit Anmuth aus dem milden Blicke des Auges, aus der sittsamen Verbeugung, aus der ruhigen sonoren Sprache, aus dem natürlichen zwanglosen Gange. — Sein Aeußeres ist gleichsam der reine Einklang aller Muskeln und Gebehrden, welcher auf die innere

Wahrheit liebenswürdiger Gefühle, auf die innere Güte der Seele sichtbar hindeutet.

Die Gefälligkeit kann als ein Ausdruck und Zeichen der feinern Lebensart studirt und erlernt werden; aber liebenswürdiger erscheint sie, wenn sie von Naturanlagen, von der Gutmüthigkeit und Milde des Charakters unterstützt wird. Ihre innere Vortrefflichkeit und Schönheit kann man sich doch nicht geben, wenn das gute Herz nicht dabey wirkt, und das Wohlwollen uns nicht leicht wird. — Daher sehen wir im menschlichen Leben, und besonders in den höhern Ständen, so viel gezwungene und affectirte Gefälligkeit, so viel sonderbare äußere, nichts sagende Verzierungen, so viel Folie und Heucheley derselben, so viel Verzerrungen ihrer bessern Natur, und ihres wahren Anstandes, so viel leeres Ceremoniel, welches man leider zu ihrem Wesen rechnet; so viel sclavische, freilich nur äussere Veneration gegen das schöne Geschlecht, welche zum Theil nur eine galante, oder gar moralische Lüge ist. Daher hören wir selbst in den feinern Gesellschaften eine conventionelle gezierte Sprache reden, wobey das

Herz

Herz eiskalt bleibt, und die der grade, natürliche Mensch gar nicht zu deuten weiß; daher das seelenlose, gegenseitige Complimentiren, die kriechende Schmeicheley, das zuckersüße Lächeln und Belächeln, wenn die Vornehmern reden und selbst albernes Zeug vortragen — daher das ganze Künsteln und Verkünsteln, die Verzuckungen, und das Marionettenspiel des gewöhnlichen geselligen Tons, wie wir ihn in tausend Zirkeln der großen Welt finden — und endlich die unselige Verstellung hierbey.

Viele Leute, sagt Bellegarde in seiner Abhandlung sur la politesse des moeurs, werden für fein und gefällig gehalten; aber sie besitzen nur die Schale dieser Feinheit. Sie verbergen sich hinter ein erborgtes äusseres Wesen, wodurch wir anfangs getäuscht werden. Wenn man aber länger mit ihnen umgeht, so erkennt man gar bald die geschminkte Politur. So lange man ihnen Beyfall giebt, ihren Willen, ihre Wünsche und Launen befriedigt, sie nicht beleidigt, so lange sind sie sanft, artig und gefällig. Man sollte sie für Ideale der Sittenfeinheit halten. Allein der geringste Verdruß, eine Verbeugung,

die man gegen sie vergaß, bringt sie ausser Fassung; nun lassen sie ihre Larven sinken und treten in ihrer natürlichen Art auf; sie werden ungestüm, sie fallen aus einer Ungereimtheit in die andere, sie vergessen die Rolle, welche sie spielen, und wenden keine Sorgfalt mehr an, sich zu verstellen.

Dieß alles sind keine Zeichen und Wirkungen des wahrhaft Gefälligen, welches keiner Heucheley, keiner unnützen Zierrathen bedarf, sondern seiner Natur nach human, offen, liberal und vertraulich ist. Auch will es nicht, wie das Erkünstelte und Eitle, nur immer gefallen, nicht überall Beyfall erhaschen. Es ist sich selbst genug, und eben darum sucht es von aussen kein Lob und keinen besondern Dank. — Die wahre Gefälligkeit ist von aller Coquetterie weit entfernt, und sogar die Gegnerinn derselben, weil sie nicht die Sinne und die Einbildungskraft, sondern die Herzen gewinnen will.

Es giebt aber auch eine zu große, eine übertriebene Gefälligkeit, die man eher Schlaffheit und Mattherzigkeit der Sitte und des Characters, als wahrhafte Güte und Menschenliebe nennen

könnte. Leute dieser Art sind die Sclaven aller andern, und ihre Frohndiener bey jeder Gelegenheit. Sie zerarbeiten und quälen sich für sie, ohne Dank dafür zu empfangen; sie übernehmen Dienste, Geschäfte und Lasten für andere, wozu sie gar nicht verbunden sind; sie dringen uns ihre Gefälligkeiten auf, und oft mit einer Demuth und Ergebenheit, die in das Kindische fällt. — Sie können nichts abschlagen, und übernehmen daher oft mehr, als sie zu leisten im Stande sind. Aber sie haben auch den Fehler, daß sie nicht Muth genug besitzen, da, wo es Noth thut, Andern die Wahrheit zu sagen; sie wollen auch schlechtern Menschen nicht wehe thun; sie haben eine unglaubliche Nachsicht mit den Verkehrtheiten Anderer, und suchen sie auf möglichste Weise zu verstecken oder zu entschuldigen. Sie geben oft ihr Vermögen hin, um einem Taugenichts aufzuhelfen, oder der Prunkliebe und Verschwendung einer Coquette zu dienen. Ihr Haus ist oft der Sammelplatz von Müssiggängern, Schmarotzern und Lustigmachern, die hier stündlich eine zu gütige Aufnahme finden. Sie sind meistentheils gegen alle Menschen gleich gefällig, sub-

miß und nachgebend; sie stimmen in alle Meinungen Anderer ein, als ob sie keinen Verstand für sich selbst besäßen, sondern ihn erst von der Güte Anderer erborgen müßten. Aber sie thun alles nur aus Weichherzigkeit, zu großer Geschmeidigkeit und übertriebener Herzensmilde, nicht aus reinem Pflichtgefühl und verständiger Sitte. — So giebt es zu gefällige Aeltern, Erzieher und Erzieherinnen, Freunde und Freundinnen u. dgl., welche alle den geliebten Gegenstand verziehen und verhätscheln; aber die letztern sind, wie die Erfahrung lehrt, am ersten in Gefahr, die Gefälligkeit oft bis zur Aufopferung ihrer Ehre und Tugend zu treiben.

Das Gefällige hat vornehmlich folgende Seiten, wodurch es besonders achtungswerth und anziehend wird: die Bescheidenheit, die Höflichkeit, die Freiwilligkeit seiner Aeusserungen, die Genügsamkeit bey und mit dem geselligen Tone.

Die B e s c h e i d e n h e i t, die anständige Zurückhaltung in Sachen, die unsern eigenen persönlichen Werth betreffen, gewinnt schon auf den ersten Anblick, wenn sie nicht erkünstelt ist. — Wer, ohne sich selbst zu verachten, nicht mehr seyn,

gelten und scheinen will, als was er wirklich ist, sich nicht egoistisch vordrängt, vielleicht wohl gar, um Andere zu verdrängen; wer seine eigenen Unvollkommenheiten nicht aus dem Gesichte verliert und eben deswegen auch fremdes Verdienst desto mehr achtet und liebt, besitzt schon einen Theil der wahren Gefälligkeit, wenn auch sein Aeusseres nicht immer der feinste Weltton, sondern wohl gar etwas roh und uncultivirt seyn sollte. Nichts gefällt uns an den Menschen oft mehr, als eben diese Bescheidenheit, diese geringe Meinung von sich selbst, diese Bereitwilligkeit, Belehrungen anzunehmen, und dafür dankbar zu seyn, dieß stille Bestreben, es immer besser zu machen, und selbst jenes durchaus natürliche und kindliche Mißtrauen in eigene Kräfte und Vorzüge, welches von allem Selbstdünkel und aller eiteln Selbstgenügsamkeit unendlich weit entfernt ist.

Die Bescheidenheit ist wahrhafte Güte des Menschen, weil sie sich selbst kennt und versteht, und daher nie über die Grenzen ihres Werths hinaus blickt, noch hinaus geht — anstatt daß der Egoismus die Grenzen des seinigen, wer weiß

wie weit hinaussteckt, auch sich selbst nicht kennt, noch kennen will. Der wahrhaft Bescheidene wird selbst das, was er an innerem Gehalte besitzt, was er Gutes und Rühmliches gethan hat, Andern ohne künstliche Wendungen zu verbergen suchen, nicht bloß um keinen Stolz zu zeigen, also mit keiner zurückstoßenden Seite aufzutreten, sondern weil er überzeugt ist, daß sein Verdienst nur gering war, und daß die Pflicht, als die stille Uebung des Guten, keines Prunkens bedarf. — Auch dadurch, daß der Bescheidene nichts übertreibt, daß sein ganzes äusseres Wesen natürlich und anspruchlos ist, daß er keinem in die Rede fällt, keinem zur Unzeit widerspricht, daß er ruhig zuhören kann, nicht trotzig auf seinen Meinungen beharret, daß er nicht vorlaut und witzelnd über Andere abspricht, und sich überhaupt nie mit Geräusch ankündigt, also wirklich den bessern Lebenston kennt und übt, macht ihn eigentlich zum wahrhaft gefälligen Manne.

Die Höflichkeit ist im gemeinen Leben ein sehr zweideutiges, lockeres und loses Ding, und hat in sehr vielen Fällen gar keinen moralischen Werth. Sie ist ein Gebrauch, oder oft

auch Mißbrauch, ein Possenspiel, oder auch der conventionelle Betrug eines Betragens, welches äussere Hochachtung gegen Andere ausdrücken soll. Demnach kann das Gefällige nie ganz ohne sie bestehen, weil sie nun einmahl zur guten Lebens-art gehört, und dadurch die Verbündete des Gefälligen, und durch dasselbe veredelt wird. Mich dünkt, daß man sie bisweilen ganz unrecht mit dem Bemühen, zu gefallen, verwechselt hat. — Der wirklich höfliche Mann kann es seyn, er kann Andern seine Achtung, seine Aufmerksamkeit, seine Huldigungen bezeigen, ohne daß er grade hierdurch gefallen und coquet seyn will. — Jene Aufmerksamkeit ist es besonders, welche die Höflichkeit, in Verbindung mit dem Echtgefälligen, so liebenswürdig machen kann, und wodurch die Herzen der Menschen oft mehr, als durch größere Verdienste und Eigenschaften aufgeschlossen werden. Wenn wir den Wünschen Anderer auf eine geschickte, der Zeit und den Umständen angemessene Art entgegen kommen; wenn wir sie, sey es auch nur durch kleine Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen, überraschen, (die eben darum mehr gefallen „weil sie freywillige Handlungen,

willige Opfer der Wohlanständigkeit und Gutherzigkeit sind *),"] wenn wir eine uns erwiesene Artigkeit doppelt zu erwiedern suchen, die Abstufungen des Ranges in unserm Betragen nicht beleidigen, sondern ehren, dem Verdienste, der Größe, dem Edelmuthe, der Schönheit, Beyfall und Lob schenken — und ihnen nicht verschwendrisch, aber gerecht, unsern Weihrauch streuen, also der Selbstliebe Anderer auf eine erlaubte Art dienen; so wird man uns die feinere Lebensart, also das Gefällige im bessern Sinne des Worts, nicht absprechen können. Toussaint **) erklärt die Entstehung der Höflichkeit auf eine eigene Art. Die beste Art, sagt er, Andern unsere Freundschaft und Hochachtung zu bezeugen, wird in ihnen geleisteten Diensten bestehen. Aber hierzu hat man nicht immer Gelegenheit. Man ist daher über gewisse Zeichen und Aeusserungen überein gekommen, durch welche man (wenigstens dem Anschein nach) ihnen seine Zuneigung und Achtung an den Tag

---

*) Chesterfield in seinen Briefen.

**) Sur les moeurs. III Tom. Partic. Chap. 3.

legt. Wenn übrigens Toussaint seine sogenannte Politesse eine attention continuelle à complaire à tout le monde nennt; so ist dieß eine Definition ganz nach französischer Art und Logik, wobey man es so genau nicht nehmen muß. Ein Mensch, der Allen gefallen will, ist in der Regel ein süßlicher, unausstehlicher, herz- und geistloser, unmännlicher und unreifer Character. Toussaint macht in dieser Abhandlung noch die höchstmerkwürdige psychologische ganz neue Bemerkung — wenn die Menschen ganz Geist ohne Körper wären; so würde von einer Höflichkeit zwischen ihnen gar keine Frage seyn: „elle seroit superflue" setzt der Schwätzer zum Ueberfluß noch hinzu!

Die Freywilligkeit in ihrem ganzen Benehmen ist eine Haupteigenschaft des wahren Gefälligen. Es steht mit der erzwungenen und gezwungenen Gefälligkeit im offenbarsten Widerstreite. Daß wir es gern üben, daß wir nicht dazu, sey es durch Convenienz, oder Ehrgeiz, oder Habsucht, oder Sinnlichkeit, oder durch andere Dinge angetrieben werden, macht es zu einer liebevollen Handlung des wahren Anstandes, und giebt ihm

das Edle und die Urbanität, welche der Zwang nie geben kann. Bellegarde sagt in seinem oben angeführten Werke sehr wahr: wenn man gefällig seyn will; so ist es nicht genug, daß man einem jeden giebt, was man ihm schuldig ist, man muß es auch auf eine freie und leichte Art ohne Zwang thun. Dieser ist immer etwas Widerliches. Die Freiheit und Ungezwungenheit des Gefälligen ist seine schönste Zierde und giebt den kleinsten Handlungen einen bessern Anschein, dagegen jede erzwungene Güte ihr einen großen Theil ihrer Annehmlichkeit raubt. — Wir finden in dem gemeinen Leben überall Menschen, die dieß Ungernthun gar nicht verbergen können, noch wollen; es scheint aus ihrer Unentschlossenheit, ihrem mürrischen Blicke, ihrer verstimmten Laune, ihrer Kälte und Herzlosigkeit sichtbar hervor; sie thun es nur halb, als ob sie einen Frohndienst zu bestehen hätten; sie nehmen sich absichtlich trotzig und linkisch dabey — man könnte sagen, sie thun es moralisch eigentlich gar nicht, weil sie es wider Willen thun.

Ferner die Genügsamkeit mit dem einmahl herrschenden, üblichen, oder auch nur momentanen geselligen Tone. Man kann unmöglich verlangen, daß alle Menschen um uns her auf einer gleichen Stufe der Cultur, der Wissenschaft und der feinen Lebensart stehen sollen. Sie sind hierin gar zu sehr von einander verschieden, und man könnte behaupten, daß im ganzen Sinne des Worts, keiner dem andern vollkommen gleich sey, so wenig wie wir zwey vollkommen gleiche Charactere antreffen; selbst in den feinern Zirkeln der hochgebildeten Welt finden wir diese Verschiedenheit, und die Cultur ist überall mit irgend einer Art Nicht-Cultur oder gar Gemeinheit verbunden. — Man würde daher wider die Gefälligkeit sündigen, wenn man nicht auch die minder Gebildeten mit Schonung und Güte behandeln wollte. Es kann sogar große, achtungswerthe Verdienste und Vorzüge ohne eine höhere Cultur geben, und wir finden in den geringeren Ständen des Lebens oft mehr Edelmuth, mehr Gerechtigkeitsliebe, mehr Gradsinn, mehr Wohlwollen, als in den höheren; Eigenschaften, die wir überall schätzen müssen, wo und bey wem wir sie finden. — Ein philo-

sophischer Schriftsteller rechnet daher zu dem Gefälligen noch „die Entfernung der Tadelsucht auf Kosten der Personen." „Dadurch, sagt er, wird ein gefälliger Mann den Umgang Anderer leicht machen, wenn er auch mit dem Mittelmäßigen und Gemeinen der Gespräche zufrieden ist, und anstatt sie zu verschmähen, etwas Interessantes durch Witz und Geschmack unvermerkt hinein zu legen weiß, und bei entstehenden Zwisten, oder ernsthaften Zwiespalten der Gesellschaft, keine Partey zum Nachtheil der andern nimmt *)."

Es giebt eine Art wunderlicher, eitler und verschrobener Menschen, die in der Gesellschaft einen wirklichen oder nur affectirten Ekel an den Tag legen, als ob der Umgang mit Andern ihnen nie Genüge leiste, und mit der Höhe ihrer selbsteigenen (vielleicht nur eingebildeten) Cultur nicht zusammenstimme. Sie blicken von dieser Höhe mit Verachtung und Wegwerfung, oder auch mit Erbarmen auf die minder Gebildeten

---

*) J. Ch. Lossius neues philosophisches allgemeines Real-Lexicon 2ter Band. S. 375.

herab, und glauben den hohen Standpunct ihrer Bildung zu beschimpfen, wenn sie einen näheren Umgang mit jenen Insecten anknüpfen wollten. Ihr verzärtelter und überspannter Sinn findet in dem gewöhnlichen Umgange nichts, als Gemeinheit, Mangel an dem bessern Geschmack, Unlenksamkeit, sich aus dem niedern Seyn empor zu schwingen, und Brutalität. Sie beklagen sich, daß sie in solchen geselligen Kreisen nicht verstanden würden, daß die Sprache derselben nicht die Zartheit schöner Gefühle ausdrücken könne, nichts von dem Höheren und Idealen wisse, — und also keine Verwandtschaft zwischen so heterogenen Geistern möglich sey. Wir sehen diese Thoren und Thörinnen bisweilen sogar in abschreckenden Formen. Sie können, bey aller sich angedichteten Ueberfeinheit, plump, ungezogen und bäuerisch werden; übrigens befinden sie sich in den graden und schlichten Gesellschaften wie in einem fremden Elemente, wie in einer ganz andern Welt; die lange Weile spricht da aus allen ihren Gebehrden — und oft sind dieses Männer und Frauen, die das Glück aus einem sehr niedern Stande empor gehoben hat, und nun durch ihre erkünstelte

Subtiliät zeigen wollen, daß sie vornehme Leute geworden sind.

Dieser vornehme, verzärtelte und fantastische Ton ist besonders seit der Zeit in Gang gekommen, daß die sogenannte gebildete Welt sich nicht mehr satt lesen kann. — Das ewige Leben in einer Buchstaben- und Fantasiewelt, in fremden, überirdischen Regionen, dieser fast nie zu befriedigende Heißhunger, womit man das Schlechte und Gute zugleich verschlingt, und sich den Eindrücken der überspanntesten Ideen mit einer gewissen Schlaffheit und Empfindeley hingiebt, — hat sehr auf jene Ungenügsamkeit im Umgange gewirkt. Mit einer Menge neuer, aber mißverstandener Begriffe, mit tausend schönklingenden, aber zum Theil unverständlichen Phrasen aller Art überladen; von einer Sucht, immer das Vorzügliche und Ideale aufzuhaschen, verblendet von sich selbst, bey einer seichten Vielwisserey, übermäßig und unheilbar eingenommen, will man die Menschen nicht mehr, wie sie sind, sondern nach unseren Fantasien und verkehrten Launen seyn sollen. Man vermischt bey diesen Forderungen augenblicklich das Wirkliche mit dem Nichtwirklichen, und

bauet sich ein Reich nach seinem lockern, aber beliebten Sinn, eine Welt, die, wenn sie wirklich werden könnte, einem wahren Irrhause gleichen würde. — Durch dieses ununterbrochene Hinschauen auf das Bildliche, auf eine romantische Freundschaft und Liebe, auf das so reizend eingekleidete Kommende, was doch nie kommen wird, verderben wir unsern Geschmack an offener, reeller und herziger Geselligkeit, und verlieren das wahrhaft Schöne und Gute der wirklichen Welt aus dem Gesichte, indem wir nun keine Menschen mehr, sondern den Umgang mit reinern Geistern aufsuchen, die wiederum nicht vorhanden sind.

Ein wackerer deutscher Mann sagt in einer Stelle seiner Schrift *) sehr wahr: „auf Sittlichkeit und Geistesbildung kann der Mißbrauch des Bücherlesens, vornehmlich das Uebermaaß der Modelectüre, sehr nachtheilig wirken. Die Leser (noch mehr die Leserinnen) tragen sehr oft eine Menge verkehrter

*) J. R. G. Beyer über das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unserer Zeiten gehört. Erfurt 1795.

und überspannter, auf Welt und Leben wenig anwendbare schwärmerische und romantische Begriffe davon, und verstimmen ihre Denkungsart und ihren Character ganz dadurch. Hierzu nehme man die Menge anderer, theils ganz falscher, theils halb wahrer oder unreifer und unverdauter Ideen, die durch die Lesesucht unserer Zeiten in Umlauf gekommen sind, und der wahren Aufklärung merklich geschadet haben."

So wie die meisten Fehler der Menschen sich viel sichtbarer und schärfer ausdrücken, als das Edle und Gute, so spricht sich auch das Ungefällige viel deutlicher als das Gefällige aus. Es liegt in ersterem etwas so Hartes, Rohes, Eckiges und Widerliches, daß wir nicht nur davon zurückgestoßen, sondern oft davon zurückgeschreckt werden. Die Ungefälligkeit ist bäurischer, unlenksamer Natur, sie ist inhuman, und oft selbst menschenfeindlich, weil sie keinem, oder nur aus niederem Eigennutz dienen will, auch überhaupt die Menschen wenig achtet, da ihr innerer Character meistentheils grober Egoismus ist. — Sie hat auch immer

Entschuldigungen genug in Bereitschaft, die Menschen von sich abzuwehren, und in ihrer Unthätigkeit für sie zu beharren. Sie hat diese Methode oft schlau genug studiert, und hat ihre heimliche Freude darüber, wenn sie einer zu leistenden Gefälligkeit auf die Art ausgewichen ist. — Warum soll ich mich, denkt sie, für Andere quälen und aufopfern, da die meisten Menschen doch nicht dankbar sind und wahre Dienstleistungen selten verdienen? Warum soll ich Andern rathen und sie belehren, da jeder Thor doch zuletzt bey seiner Meinung bleibt? Warum soll ich meine Zeit für Andere verschwenden, da ich für mich und die Meinen genug zu thun habe und ein jeder selbst sein Nächster ist? Warum soll ich ein liebreicheres und gütigeres Wesen gegen Andere annehmen, da mich dieß nur genirt, und sehr bald Menschen zu mir hinziehen würde, die mir und meiner Familie und meiner Casse sehr bald höchst lästig werden dürften?

Dieser letzte Grund kann auch wohl selbst gefällige Menschen bewegen, bisweilen ungefällig zu erscheinen, weil mit nichts leichter Mißbrauch getrieben wird, als mit Gefälligkeit und Gutmü-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

thigkeit. Tausend Menschen sind wie die kleinen Kinder; wenn man einmahl ihre Wünsche erfüllt hat: so verlangen sie von Stunde zu Stunde mehr, bis sie uns mit ihren Anliegen überlästig werden, und mehr von uns fordern, als wir leisten können oder zu leisten schuldig sind. Die Großen der Erde sind hier übel daran, wenn sie aus hoch zu achtender Humanität ihren Unterthanen den Zutritt erlauben. Sie haben vor der Zudringlichkeit Anderer fast keine Rast noch Ruhe. Die gekrönten Barbaren im Orient machen es sich bequemer, sie haben ihren Landeskindern diesen Zutritt verboten, und vernehmen die Wünsche des armen Volks nur auf trocknen Palmblättern, und wohl das nicht einmahl — also nie.

Zu der Gefälligkeit und Humanität in unserm Umgange mit Andern gehören besonders die vielerley leisern und gütigern Schonungen, welche wir ihnen erweisen — in Absicht ihres Standes und Berufs — ihrer Meinungen und Vorurtheile — ihrer subtileren körperlichen Gefühle und Kränklichkeiten — ihrer übrigen menschlichen Leiden — ihrer

Bayerische Staatsbibliothek München

individuellen Gemüthsart. — Schonungen im Ehestande — und gegen den Zeitgeist.

Nicht viele Menschen wissen hierin den rechten feinen und schonenden Tact zu treffen. Wir stellen gemeiniglich nur zu viel unsre eigene Personalität zur Schau, wir mischen sie überall zu sehr ein, als daß wir jene zarten Rücksichten sorgfältig genug beobachten sollten; oder wir sind überhaupt kalt und gleichgültig gegen das Decorum, was wir Andern schuldig sind; oder wir verachten alle Andere, und halten deßwegen die Toleranz für überflüssig, lästig, und sogar wohl für niedrig, und überlassen uns also ganz im Umgange unsern eigenen Grillen, Launen, Sonderbarkeiten — einerley, ob wir dadurch Andere beleidigen oder nicht.

a) Die Schonungen, welche wir Andern in Absicht ihrer Standes und Berufs, ihrer Geschäftsart, ihrer Liebhaberey u. s. w. schuldig sind, bestehen vornehmlich darin, daß wir in Gegenwart Anderer ihren Stand, ihren Beruf, ihre Geschäftsweise, nicht herabsetzen, verkleinern und bespötteln. Dieß ist eine Unart vieler Menschen, die nur ihren Rang und ihr Amt für das Vorzüglichste und Nützlichste

im gemeinen Leben und alle übrigen Berufsweisen als kleinlich und erbärmlich verachten. Jeder Stand hat sein Schlechtes und Gutes, und das Letzte sollte uns abhalten, den ganzen Stand herabzuwürdigen. — Es verräth nicht bloß Unkunde der Lebensart, sondern auch Unwissenheit und Unreife des Verstandes, wenn man so allgemeinhin über ganze Stände abspricht, und sich dadurch selbst preis giebt. Uebrigens erlaubt man es gern, unsern Witz gegen einzelne Glieder eines Ranges oder Standes zu üben, und ihre Schwächen aufzudecken; aber sobald wir Partey gegen den ganzen Stand nehmen: so erbittert man und reizt den Unwillen gegen uns auf. Man erzähle z. B. die kleinen Lächerlichkeiten eines Geistlichen; man wird nicht ungern gehört; die anwesenden Confratres stimmen selbst in diesen Ton mit ein, erzählen selbst allerley Anecdötchen von ihm; aber sobald man sagt: die geistlichen Herren sind nun einmahl so und so, dann hört das Beystimmen auf, und der Verdruß umwölkt die Stirn der Confratrum. — Gegen höhere Stände hat man noch die Schonung zu beobachten, nicht eine zu große und schlichte Ver-

traulichkeit gegen sie anzunehmen. Dieß mögen sie nicht, weil sie immer ihren Rangstolz und Selbstdünkel behalten. Indeß giebt es viele Thoren in dem sogenannten zweyten und dritten Range, die sich zu dem ersten mit einer cordialen Sprache und einem zu schlanken Benehmen geflissentlich hinzudrängen, um bedeutend zu erscheinen und sich selbst und Andern dadurch einen gewissen Einfluß vorzuspiegeln; aber, wie Knigge sehr richtig bemerkt, hierbei eine elende Figur spielen, nur hinterher laufen müssen, und keinen frohen Genuß haben.

Auch sollten wir es uns zur Pflicht machen, mit Geringeren, mit Leuten, die zur Unterwürfigkeit bestimmt sind, schonend und menschenfreundlich umzugehen, und sie nicht die Niedrigkeit ihres Standes fühlen zu lassen. — „Man sey, sagt der vorhergenannte Schriftsteller, höflich und freundlich gegen solche Leute, denen das Glück nicht gerade eine so reichliche Summe nichtiger, zeitlicher Vortheile zugeworfen hat, wie uns, und ehre das wahre Verdienst, den echten Werth des Menschen auch im niedern Stande. Man sey nicht, wie die meisten Vornehmen und

Reichen, etwa nur dann herablassend gegen geringere Leute, wenn man ihrer bedarf, da man sie hingegen verabsäumt, oder ihnen übermüthig begegnet, sobald man ihrer entbehren kann. Man vernachlässige nicht, sobald ein Größerer gegenwärtig ist, den Mann, den man unter vier Augen mit Freundschaft und Vertraulichkeit behandelt, und schäme sich nicht, öffentlich denjenigen vor der Welt zu ehren, der Achtung verdient, möchte er auch weder Rang, noch Geld, noch Titel führen. — Es giebt aber auch eine Art von Herablassung, die wahrhaftig kränkend ist, wobey der leidende Theil lebhaft fühlt, daß man ihm nur ein mildthätiges Almosen der Höflichkeit darreicht, oder die von einer solchen Protectionsmiene begleitet ist, daß man sich dadurch bey Geringeren, die aber ihren innern Werth fühlen, lächerlich macht."

„Laß es den Geringeren in deinen glänzenden Umständen nicht entgelten, wenn er dich, so lange dich das Glück nicht anlächelt, verabsäumt, wenn er deinen mächtigen Feinden gehuldigt hat, wenn er sich, wie die großen gelben Blumen, nach der Sonne drehet. Denke, daß solche

Menschen oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, wenn sie mit den Ihrigen leben und essen wollen, sich zu krümmen und zu schmiegen; daß wenige unter ihnen so erzogen sind, daß sie Sinn für gewisse feinere Gefühle und Aufopferungen haben, und daß alle Menschen, mehr oder weniger, nach Eigennutz handeln, den die Geschliffenern nur künstlicher verbergen."

„Täusche nicht den Niedern, der dich um Schutz, Fürsprache oder Hülfe bittet, mit falschen Hoffnungen, leeren Versprechungen und nichtigen Vertröstungen, wie es die Weise der meisten Vornehmen ist, die, um die Clienten sich vom Halse zu schaffen, oder in den Ruf von Leutseligkeit zu kommen, oder aus Schwäche, aus Mangel an Festigkeit, jeden Bittenden mit süßen Worten und Verheissungen überschütten; sobald er aber den Rücken gewendet hat, nicht mehr an sein Anliegen denken. Der Arme geht indeß voll Hoffnung nach Hause, glaubt seine Angelegenheit den besten Händen anvertraut zu haben, versäumt alle andern Wege, die er zur Erlangung seines Zwecks einschlagen könnte, und fühlt sich

nachher doppelt unglücklich, wenn er sieht, wie sehr er sich betrogen hat *)."

Die Liebhabereyen sind gemeiniglich von schuldloser, aber sehr sonderbarer Art. — Ein großer nordischer König war ein solcher Liebhaber von Pferden, daß er nicht nur große Summen darauf wendete, sondern sich auch täglich stundenlang in den königlichen Pferdeställen aufhielt, seine Lieblinge mit kostbaren Tüchern abtrocknete, und mit ihnen, wie mit den zärtlichsten Freunden, sprach: ob sie wohl geschlafen, wohl gespeist, ob die Arzeneien gut gewirkt hätten, ob sie etwas zu trinken, ob sie ausgeritten zu werden befohlen u. s. w.

Der große Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte einen Lieblingshund, der zufälliger Weise von dem Hunde eines Unterofficiers auf der Straße gebissen wurde, ohne daß dieser es verhinderte oder verhindern konnte. Der Herzog,

---

*) v. Knigge über den Umgang mit Menschen. 3ter Th. 2tes Capit.

ein sonst überaus humaner und gütiger Herr, wurde darüber so entrüstet, daß er seinen Bruder, den regierenden Herrn, dahin vermochte, den Unterofficier in Ketten werfen zu lassen. Die Strafe wurde freilich nicht vollzogen, aber der Herzog glaubte doch, daß sie vollzogen sey.

Friedrich des Großen Hündlein wurden ihm auf seinen Reisen in einer stattlichen Kutsche nachgefahren, und mußten auf den Poststationen, wie Schreiber dieses hiervon Augenzeuge gewesen, auf das Beste bewirthet werden.

Eine alte, würdige deutsche Fürstin in dem Stift zu G. war stets mit einem Heere von Kazzen umgeben, die zum Theil bey der Fürstinn, zum Theil in seidenen Betten, neben ihr schliefen, da ihre Jungen warfen, und einen ekelhaften Geruch durch das ganze Haus verbreiteten. Den Lieblingskatzen wurden, wenn sie schliefen, Dormösen aufgesetzt und feine Handschuh angezogen. Eben diese alte gute Dame sammlete, aus einer sonderbaren Liebhaberey, an einem Verzeichnisse von Männernahmen, die sich mit der Sylbe Mann

endigten, (Hartmann, Feldmann u. s. w.) und hatte eine unbeschreibliche Freude, wenn sie ein neues Wort dieser Art aufhaschen konnte, wie sie sich denn auch zu diesem Behuf die Regimentslisten des hannöverischen Corps von einem Generale desselben verschaffen ließ.

Der weibische Heinrich III. von Frankreich beschäftigte sich stundenlang damit, Bilderchen auszuschneiden, und sie an den Wänden seiner Gemächer umher zu kleben, oder er saß mit seinen eben so weibischen Günstlingen, mitten unter seinen Hunden, Affen und Papagoyen, an deren Anschaffung und Unterhalt er Jahr für Jahr gegen zwey Tonnen Goldes verwandte. Das Spielen mit diesen Thieren war ihm so zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, daß er sie mit dem ganzen dazu gehörenden Personengeschlepp überall auch auf seinen Reisen mitnahm; ja, gegen die Hunde ward er zuletzt so äusserst zärtlich, daß er sich ein rundes Körbchen an die Schärpe befestigen ließ, und in diesem Körbchen immer einige der niedlichsten Schoßhündchen liegen hatte, die seine königliche Hand nicht müde ward, unter

tausend süßen Benennungen, zu streicheln und zu liebkosen *).

Was die sogenannten Liebhabereyen anbetrifft, so hat ein jeder Mensch seine eigenen. Bey den meisten ist es die warme Vorliebe für ihre Geschäftsart, ihre Arbeit, ihre Kunst und Wissenschaft. Der Beruf ist ihr Steckenpferd, sie treiben ihn con amore und eben deshalb gemeiniglich mit rühmlichem Eifer. Sehr viele haben aber nebenher noch ein anderes Lieblingsfach, welches sie sich, wie sie sagen, nur zu ihrer Erholung wählten, worauf sie aber gemeiniglich mehr Zeit, Aufmerksamkeit und Anstrengung, als auf ihre noch so wichtigen Berufsgeschäfte wenden. Es ist das Kind ihrer eigenen Wahl und daher auch ihre liebste Erquickung, anstatt daß sie in ihren Beruf oft wider Willen hinein gezwängt wurden, und ihn daher nun lebenslang mit Verdruß als eine Lastarbeit treiben. — Sie würden sich für die unglücklichsten Menschen halten, wenn sie auf ih-

---

*) J. J. Engels Fürstenspiegel im dritten Bande seiner Schriften. 1802.

ren Beruf eben die Mühe, Ausdauer und Kosten wenden sollten, welche sie ihren Insectensammlungen, ihren Thieren, ihren Blumen u. s. w. mit größter Bereitwilligkeit schenken.

Aber eben deßwegen würde man solche Leute beleidigen und kränken, wenn man mit diesen ihren Lieblingszeitvertreiben keine Nachsicht haben, sondern sie dabey verlachen und tadeln wollte. Sie haben zu viel Zeit auf diese Spielereyen verwandt, sich so mit ihnen familiarisirt, so sehr an sie gewöhnt, daß sie nun ohne dieselben nicht leben können, wie ich Leute gekannt habe, die in eine gewisse düstere Gemüthsstille versanken, als ihnen die Zeit und andere Umstände den Umgang mit ihren lieben Steckenpferden untersagten. — Man störe sie also in diesen ihren Lieblingsbeschäftigungen nicht; man entferne sich, wenn man bemerkt, daß wir sie hiebey geniren; man höre mit Geduld zu, wenn sie uns die Zahl, die Schönheit, den Character, das Alter ihrer Thiere beschreiben, uns ihre Eingeweidewürmer vorzeigen — und, um uns in dieser Geduld zu üben, denke man nur gleich daran, daß auch wir unsre Steckenpferde und Lieblingsgrillen haben.

Vornehmlich ist es dann der Schicklichkeit und Gefälligkeit gemäß, diesen Liebhabereyen mit Schonung nachzusehen, wenn sie nicht ganz unnütz für die Wissenschaft und das Leben sind — und so that ein vornehmer Gottesgelehrter, dessen Steckenpferd sein ganzes Leben hindurch darin bestand, aus mancherley Pflanzen eine Menge neuer, freilich unbrauchbarer Papierarten zu fabriciren, nichts ganz Zweckloses, da er hierbey viel neue Bemerkungen über das Pflanzenreich zu machen Gelegenheit hatte; aber doch auch zu viel Zeit, auf Kosten seiner Hauptwissenschaft, seiner Papiermacherkunst schenkte. Dieß könnte man ebenfalls von so manchen Aerzten sagen, die, aus einer zu großen Vorliebe für Mineralogie und andere naturhistorische Fächer, ihren Beruf und ihre Kranken vernachlässigen, und also unverantwortlich und gewissenlos handeln.

Ich muß hier noch einer Liebhaberey gedenken, die ihre Liebhaber oft mit einer unwiderstehlichen Gewalt, wie ein Wirbelwind forttreibt, und auch im hohen Alter nicht stirbt — die so leidige Sucht, Verse und Reime zu schmieden. Dieß Geklingel ist in den Ohren solcher Männer

eine Art lieblicher Musik, ein Geläute, daß sie endlich fast nichts Anderes, Besseres hören mögen, und damit zu Bette gehen, und wieder aufstehen. Eine unglückliche Gewohnheit, indem man den Reim dazu nutzt und auflockt, um höchst mittelmäßige Gedanken in ihn einzuwickeln. — Man sagt von einem zu seiner Zeit beliebten Dichter, daß er es sich zur Pflicht gemacht, in seinem Alter, des Morgens während des Händewaschens, sogleich einige Gedichte, oder eigentlich Reimereyen zu fertigen, — und so alltäglich schon mit Tagesanbruch die Musen heraus zu fordern. — Aber die schalkhaften Musen! Sie rächten sich an dem zu reimreichen Schriftsteller (wider den alten Ausspruch: aurora Musis amica) durch wäßrige, am Waschbecken gemachte Verse, wobey sie ihm oft ganz ihre Hülfe versagten.

b) Die Meinungen sind die Lieblingskinder der Menschen, und Cardan nannte sie nicht unrecht die Königinnen der Welt. Sie wachsen mit uns auf, und gehen als die getreuesten Begleiter mit uns zu Grabe, so wie sie überhaupt den allergrößten Theil des Gebietes unserer Vernunft und unseres Glaubens ausmachen. Wir

verziehen sie als Zärtlinge, und sie verziehen uns, ohne daß wir es bemerken. Wir müssen sie daher in unserm Umgange mit Andern, so kleinlich und lächerlich sie auch bisweilen seyn mögen, so viel als möglich, vornehmlich in den gebildeten Ständen — säuberlich berühren. Die meisten Menschen können sich moralische Fehler vorrücken lassen, und sind wohl bey einiger Gutmüthigkeit und Weichheit des Herzens sogar dankbar dafür. Aber wenn man gegen den Glauben an ihre liebe Vernunft auftritt, wenn man ihre Einsichten und Kenntnisse bezweifelt, folglich auch ihren Meinungen und Hypothesen wehe thut (besonders in Religionssachen), so reitzen wir sie gegen uns auf, und machen sie zu unsern Feinden, besonders wenn wir sie hierbey beschämen. — Auch bey unbedeutenden Meinungen Anderer sollte man behutsam in seinen Urtheilen seyn, weil nach dem Character der Eitelkeit nicht leicht jemand seine Opinion für eine Kleinigkeit hält, sondern oft grade auf diese Micrologie der Begriffe und Behauptungen, wie dieß besonders mittelmäßigen Köpfen eigen ist, den größten Werth legt.

In Absicht politischer Meinungen kann man sich schon kräftiger und freier mit Andern besprechen, oder ihnen auch widersprechen, (wenn die öffentlichen Aeusserungen darüber nicht verboten sind, oder der Andere nicht zu fest und steif daran hängt,) weil sich die Ungewißheit des Geschicks damit verbindet. — Aber es thut denn doch auch weh, wenn der Andere hierin anders als wir denkt, wenn wir auf gewisse Erscheinungen der Weltbegebenheiten neue süße Hoffnungen gründen, jener Schadenfroh aber uns die Freude verdirbt, uns widerspricht, und unsere Meinung nicht mit leiser Schonung berührt. Verzagte und engherzige Leute, die immer nur schwarz sehen, immer das Schlimmste befürchten, sind am wenigsten zu jener Schonung geneigt und geschickt. Sie verleiden uns durch ihre ewigen Bedenklichkeiten und ängstlichen Muthmaßungen, die heitersten Stunden, das heißt diejenigen, wo wir in der Zeit der Noth einmahl freyer athmen wollen, und wenn uns eben die Glücksgöttinn fröhliche Botschaft brachte.

Es kann uns in den meisten Fällen vollkommen gleichgültig seyn, welche Meinungen die meisten

meisten Menschen über tausend Dinge haben, oder nicht haben, (wenn das Wohl der Menschheit oder unser eigenes nicht gefährdet, und das Laster dadurch nicht unterstützt wird,) gleichgültig, ob der Eine in politischer oder religiöser Hinsicht dieß und das glaubt, ob der Andere diesem oder jenem wissenschaftlichen Systeme anhängt, und welche Hypothesen in der Philosophie, in der Medizin und in andern Fächern eben die herrschendsten sind, und wie lange sich die Köpfe nach ihnen drehen werden oder nicht. — Wenn uns Andere in unsern eigenen, vielleicht auch nie zu erweisenden Meinungen, nicht zu hart angreifen; so lasse man Andern auch die ihrigen, und gewöhne sich an einen verständigen und schonenden Indifferentismus, als ein erprobtes Mittel der Toleranz, welches uns zugleich vor der leidigen Proselitenmacherey sichert. Wenn wir Andere zu unsern Meinungen herüber ziehen wollen; so kann dieß nicht geschehen, ohne gewöhnlich ihre Opinionen scharf anzugreifen, und dieß Verfahren ist wiederum mit der Intoleranz *), besonders

*) Ein Mann, den die Nachwelt immer mit Ehrfurcht nennen wird, Rochow, sagt in seinen vor-

in Glaubensſachen verbunden, wodurch ſich die Proſeliterey (Geiſtliche Seelencaperey hat es Campe in Scherz verteutſcht), in allen Jahrhunderten ausgezeichnet hat. — Haben wir durch unſere Meinungen auch den Andern gewonnen, und will er die Sache recht beym Lichte beſehen, ſo würde er oft geſtehen müſſen, daß er nun eben ſo klug wie vorher ſey, und daß er ſtatt großer und herzerhebender Wahrheiten, nur Worte und Phraſen eingetauſcht habe.

---

trefflichen Berichtigungen: Schwarze Schafe nicht in den Schäfereyen, weil die Weiswolligten mehr einbringen; Wieſel und Füchſe nicht in Faſanengehegen, Dreſp und wilden Hafer nicht in den Kornfeldern toleriren (dulden); dieſes kann ich begreifen. Aber Menſchen nicht toleriren, weil ſie verſchieden ſind an Hautfarbe, Kleidung, Sitten und an Aeußerungen über ihre Art, ſich das Verhältniß der Menſchen mit Gott vorzuſtellen, ob ſie gleich nach ihren Lehrſätzen weder morden noch ſtehlen, und doch auch geben ſollen Schoß dem Schoß gebührt und Ehre dem Ehre gebührt — das iſt mir ein unbegreifliches Räthſel, welches nur der Hauptſchlüſſel der Inconſequenz zu löſen vermag." Erſter Verſuch. S. 91.

Es ist auch eine Erfahrung, daß, wenn wir unsre Meinungen und Hypothesen aufzuopfern bereit waren, wir dagegen nur desto hartnäckiger dabey beharren, wenn man sie uns durchaus nehmen will. Wir gewinnen also nichts durch ihre Widerlegung oder Verspottung, sondern wir machen wohl sogar hierdurch das Gemüth des Andern härter, trotziger und rachsüchtiger, und verderben dadurch seinen Sinn und Character — so wie man überhaupt die Polemik in allen Fächern, als eine Krieg führende Wissenschaft, etwas Feindseliges nennen könnte. Das Streiten über Meinungen in Gesellschaften und Schriften äussert sich überdem noch in einer Sprache und Schreibart, die sehr leicht in das Pöbelhafte, Gemeine und in Ungezogenheiten übergeht, welche sich oft selbst die bessern Köpfe erlauben, ohne daran zu denken, daß sie sich dadurch nur lächerlich und verächtlich machen. — Selbst der feine, hochgebildete und scharfsinnige Lessing, der seine Gegner so weit übersah, und ihnen schon deßwegen, wie der Löwe dem bellenden Hündlein, hätte Schonung widerfahren lassen sollen, fiel bey seinen gelehrten Streitigkeiten

in einen zu harten, wenigstens viel zu lebhaften Ton, der dadurch noch beißender und inhumaner wurde, daß er ihn durch die Schärfe seines Wizzes noch giftiger zu machen suchte. Aber selbst seine ihm huldigenden Freunde mußten besonders seine Heftigkeit und beißige Leidenschaftlichkeit, in den antiquarischen Briefen höchlich tadeln.

c) Wir sollten in unserm Umgange mit Andern und in der Nachsicht mit ihnen, besonders auch Rücksicht auf ihre körperliche Natur, ihre Organisation, ihre Eigenthümlichkeiten, Richtungen und Schwächen nehmen. Manche Menschen haben ein so feines, zartes, weiches, körperliches Gefühl, werden so leicht gereizt und erschüttert, sind so hinfällig, so empfindsam und nervenschwach, daß sie schon deßwegen keine starke und lebendige Aeußerungen, und bisweilen kaum die helleren Laute der Sprache vertragen können. Solche Leute sind wegen ihrer schwächlichen Constitution, wegen ihres baufälligen oder auch angegriffenen und verweichlichten Körpers zu beklagen, und man sollte sie so viel als möglich leise berühren, wenn ihre Kränklichkeit und Nerven-

schwäche nicht eingebildet, oder wohl gar nur affectirt ist. — Denn es giebt Leute, Männer und Frauen, von einer starken und festen Bauart, Riesen und Riesinnen ihres Geschlechts, die jene empfindelnde Spielerey, kränklich zu thun, nur angenommen haben, aber wenn es Noth thut, wenn ihnen erwünschte Vergnügungen winken — Strapazen aller Art ertragen, und so lange ihre Recepte und Medicingläser völlig entbehren können.

Oft ist man mit kränklichen Leuten im Umgange sehr übel daran. Einige wollen durchaus für krank angesehen werden, und nehmen es sehr übel, wenn man ihnen sagt, daß ja ihr äußeres Ansehn frisch und gesund sey. Andere dagegen nehmen es übel auf, wenn man ihnen andeutet, daß sie krank zu seyn schienen, daß sich ihre vorige blühende Gesichtsfarbe, ihre Corpulenz, ihre heitere Stimmung verloren habe; sie belauschen sogar unsere Blicke, ob in ihnen irgend eine Bedenklichkeit über ihren Körperzustand zu lesen sey. Der Hypochondrist nimmt es sogar leicht für eine Satyre, wenn man seine muntre Gesichtsfarbe, seinen raschen Gang, seinen guten Apetit,

seine Geneigtheit für das schöne Geschlecht, als Zeichen der Gesundheit und des Wohlseyns deuten will. — Seine gesunde Gesichtsfarbe nennt er Echauffement und Wurmstichigkeit, hectische, ein baldiges Ende andeutende Röthe; seinen raschen Gang betrachtet er als die Folge innerer Angst, Bedrückung und Beklemmung; seinen vortrefflichen Appetit nennt er Ueberreiz des Verdauungsgeschäfts und Ungezogenheit eines Magens, der mehr verlange als er vertragen könne; sein Gefallen an den Reitzen weiblicher Schönheit nennt er die letzten Flämmchen des sterbenden Instincts u. s. w., und so weiß er alle Zeichen seiner Gesundheit so zu deuten, daß sie zu seinen Einbildungen, krank zu seyn, stimmen müssen.

Aber es giebt auch andere Hypochondristen, deren leidende Gefühle keine Einbildungen sind, die unaufhörlich Bedrückungen und Unbehaglichkeiten ihrer körperlichen Maschine empfinden, und dabey die traurigsten Einwirkungen ihres zerrütteten Körpers erdulden müssen. Diese Unglücklichen haben keine frohe Lebensstunde, sie kennen keinen reinen Genuß der Freude mehr. Eine ihrer übeln Launen jagt gleichsam die ande-

re, das gesellige Leben ist ihnen verhaßt, sie verkriechen sich vor den Menschen, und oft selbst vor ihren Bekannten wie vor Todfeinden, und hassen die Welt bis zur tiefsten Verachtung. Zu allen diesen Eigenheiten gesellet sich gemeniglich eine Empfindlichkeit, Reizbarkeit, ein Eigensinn und Egoismus, der keine Grenzen hat. — Die allergeringsten Ereignisse des Tages, der kleinste Verstoß gegen ihre Person, das schuldloseste Wort und Lächeln, ein ihnen mißfälliger Accent, bringen sie auf und erschüttern sie. Sie schwitzen oft Todesschweis in den heitersten Gesellschaften, und sitzen da wie Leichen, während die Andern sich dem fröhlichen und vertraulichen Wechsel der Ideen und der Unterhaltung überlassen. Mit solchen Menschen ist der Umgang sehr schwer.

Es ist kaum möglich, gegen ihre Vieleckigkeit nicht anzustoßen, und ihre tausend empfindlichen Seiten nicht zu berühren. Sie sind oft so wunderlich, daß sie dieses Berühren sogar wünschen, um ihren finstern Launen neuen Stoff zu reichen; sie erdenken und schaffen sich selbst Qualen, weil diese gleichsam zu ihrem düstern Zeitvertreibe gehören, und weil sie nun einmahl nicht

ohne Schmerz und Verdruß leben können. Man thut am besten, ihnen so viel als möglich auszuweichen, und wenn dieß nicht thunlich ist, mit ihnen wenig und behutsam, oder nur von solchen Dingen zu reden, die ganz gleichgültig sind, oder woran sie noch einigen Wohlgefallen haben mögen. Auch die milzsüchtigsten Leute huldigen irgend einer Liebhaberey; hiervon spreche man mit ihnen. — Man ertrage aber auch mit Ruhe ihre finstern Launen, zumahl wenn sie keine bösartige Charactere sind; man gebe ihnen nach, wenn sie etwas mit ihrer gewöhnlichen Hitze oder ihrer Peinlichkeit behaupten. Man tolerire ihre Ausfälle auf andere Menschen, ihre Grillen, ihre oft so sonderbare Lebensweise, ihre schiefen Ansichten der Welt und der Zukunft, ihren Weiberhaß, ihren schneidenden Witz, der oft nur durch das drückende Gefühl innerer Schmerzen hervorgebracht wird.

Man behandle sie also ganz wie Kranke, mit humaner Schonung. Sie würden vielleicht liebenswürdige Menschen seyn, wenn sie nicht von dem in ihnen wohnenden Geiste der Finsterniß beherrscht würden. Sie können nicht anders

handeln, wenn sie auch wollten; die innere Freiheit ihres Gemüths ist bisweilen ganz dahin. Sie verdammen auch oft genug ihre eigenen Launen, ihre zu große Reizbarkeit, ihren Eigensinn, ihre Kälte gegen Andere, ihren Hang zum Menschenhaß und zur Medisance; aber umsonst, der böse Geist in ihnen kann nur durch eine vollkommene Gesundheit ausgetrieben werden — und so habe ich Männer gekannt, die, nachdem sie von ihrem Uebel geheilt wurden, oft noch im Alter mit jugendlichem Frohsinn wieder auflebten, und hierin nun alles nachzuholen schienen, was sie seit so viel finstern Jahren entbehrt hatten.

d) Wir leben überall in der Nähe und Nachbarschaft, und auch wohl in noch engern Verbindungen und zärtlichen Verhältnissen mit tausend Unglücklichen, wenn wir es auch nicht selbst sind. — Wir können und dürfen ihnen nicht ausbiegen; wir sind durch das heiligste Gesetz der Humanität eigentlich mehr an sie, als an die sogenannten Glücklichen gewiesen. Unser Umgang soll sie trösten und aufheitern, unsere Schonung soll ihren Schmerz heilen, wenigstens mildern, unser Rath soll sie mit Liebe und Freund-

lichkeit leiten, unser inniges Wohlwollen soll ihre rauhe Lebensbahn ebener und heller machen. — Hier ist nur von der zarten Schonung die Rede, welche wir besonders Leidenden und Gedrückten aller Art schuldig sind. In dieser Hinsicht verbindet uns Herz und Vernunft zu folgenden Maximen.

Man weiche den Leidenden nicht aus, wenn wir auch ihnen zu helfen nicht im Stande sind, und ihnen nur das theilnehmende Herz zeigen können. Auch dieses ist dem leidenden Gefühle oft schon erquickend und trostreich genug, und ein Balsam für seine Wunden. — Oft verlangt auch der Unglückliche selbst nicht mehr, als daß man sich in seinen Schmerz hinein denkt, und daß wir unser Mitgefühl nur wahr und unverstellt aussprechen. Er fordert keine äußern Unterstüzzungen von uns, weil er ihrer vielleicht gar nicht bedarf, weil sein Schmerz von dem Verluste eines viel wichtigeren Gutes, als Reichthum und Ehre sind, herrührt, — weil er vielleicht geliebte Kinder, edle Freunde, zärtliche Aeltern, ein vortreffliches Weib verloren hatte, weil sein Herz durch den Undank der Welt, durch die Bos-

heit der Menschen und durch vereitelte gerechte Hoffnungen und Aussichten zerrissen ist; er will Theilnahme in unserm Auge lesen, und dieß sind die ihm willkommenen Geschenke, die wir seinem trauernden Gefühle bringen sollen. — Es ist grausam und unmenschlich, seine Bekannten und vollends seine Freunde zu vernachlässigen, wenn sie von einem Unglück getroffen wurden; es ist Kälte, unverzeihliche Härte und Gleichgültigkeit, und wohl auch meistentheils das Zeichen eines niedern Characters, der nur so lange gefällig ist, und uns Menschenliebe und Diensteifer vorheuchelt, so lange uns das äußere Glück anlächelt. —

Es giebt aber auch noch einen andern Charakter, den man ebenfalls nicht achten kann, — eine gewisse Verweichlichung und Empfindeley des Gemüths, die schon durch den Anblick eines leidenden Wesens zurückgescheucht wird. Leute dieser Art sprechen oft mit wärmster, freilich nur erkünstelter Theilnahme von den Widerwärtigkeiten ihres Nächsten, sie machen uns genaue Schilderungen davon, oft sogar mit einer Art von Beredsamkeit; sie muntern Andere auf, zu retten und zu helfen: aber wenn sie selbst Hand an das

gute Werk legen sollen, wenn sie dazu aufgefordert werden, sind sie unentschlossen, muthlos und schlaff, stellen sich, als ob sie der Anblick eines Leidenden, eines Zusammentreffen mit ihnen zu sehr angreife, zu wehmüthig mache, auf ihre Gesundheit wirke, und sie dadurch in ihren vielen wichtigen häuslichen- und Berufsgeschäften aufhalte. Diese Milchherzen kennen die Schonung gegen Leidende nicht, eben darum, weil ihnen die echte Wohlthätigkeit fehlt. — Müssen sie mit jenen zusammen kommen; so betäuben sie dieselben mit ungestümen oder weinerlichen und empfindelnden Klagen, anstatt daß sie männlich trösten und rathen sollten; äußern Bedenklichkeiten über Bedenklichkeiten, wie die Sache noch ablaufen könne, affectiren eine Art von Verzweiflung in der Angelegenheit ihrer Freunde, während sie dieselben aufrichten und beruhigen müßten, deuten bey aller Empfindeley wohl gar darauf hin, daß man an seinem Unglücke wohl selbst schuld sey, und reißen auf die Art die Wunden wieder auf, welche edlere Menschen zu heilen übernommen hatten. Für Unglückliche sind diese Menschen die wahrhaft Ueberlästigen, welche der

unsterbliche Moliere in seinem vortrefflichen dramatischen Charaktergemählde les fâcheux zu schildern vergessen hat.

Man lasse den Schmerz des Leidenden verbluten, und trete nicht zur Unzeit, nicht zu früh mit seinen Tröstungen auf, wenn der Unglückliche so eben einen herben Verlust erlitten hatte; dieß macht oft einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn, weil ihm Anfangs sein Schmerz selbst sehr theuer ist, und er ihn sich durchaus nicht rauben lassen will. — Man sollte sich auch sogar darin behutsam nehmen, daß man ihn nicht mit der alltäglichen Sentenz: daß die Zeit schon den Schmerz heilen werde, aufzurichten sucht. Tiefgebeugte, welche die Größe ihres Schmerzes nicht einmahl ausdrücken, ihre Verluste kaum berechnen können, lassen sich nicht durch gewöhnliche Sentenzen heilen, und alltägliche Trostsprüche sind für sie nichts als verloschene Kohlen. Die Ungeschicklichkeit und Linkischheit zu trösten, ist oft so roh, so inhuman, so wenig schonend und so angreifend für den Trauernden, daß dadurch sein innerer Schmerz eher vergrößert als vermindert wird. Ich war einst Augenzeuge, als ein

sehr tief gebeugtes Weib, eine edle, hochgebildete Mutter, die eben ihr einziges Kind verloren hatte, bey ihrem unaussprechlichen Schmerze, ich möchte sagen aus Verzweiflung, laut zu lachen anfing, als ihr ein Geistlicher einen sehr sonderbaren zweideutigen Trost gab, den ich hier nicht abschreiben will *).

Man mache auch nicht den Versuch, Leidende durch eine zu heitere, sey es auch aus guter Absicht erkünstelte Laune, in einen andern Ton umzustimmen, wenn er noch so ganz in dem Gefühl seines Schmerzes und seiner Schwermuth versenkt ist. — Der wahre Schmerz hat das Eigene, daß er nur nach und nach in unmerklichen Abstufungen geheilt seyn will, daß der fröhliche Ton ihm Anfangs eine wirkliche Marter ist, und daß er darum so geflissentlich, und nicht blos

---

*) Ein catholischer Geistlicher tröstete einst eine unglückliche Wittwe, welcher der Tod ihren Sohn entrissen hatte, damit, daß dieser ihr Sohn vielleicht auch hätte am Galgen sterben können, und daß er nun durch einen sanften natürlichen Tod diesem Unglück auf immer entgangen sey.

etwa der Sitte wegen, alle muntere Zirkel vermeidet. Derjenige Leidende, welcher sogleich in den gegenseitigen Zustand des Gemüths übergehen kann, ist ein Mensch ohne Character, oder ein Leichtsinniger, der sich augenblicklich neuen Eindrücken hingiebt *). — Es liegt sogar eine Art von Beleidigung darin, wenn wir durch jenen jovialen Ton den Trauernden umstimmen wollen, weil wir vorauszusetzen scheinen, daß sein Schmerz nur erkünstelt sey, und ihm eine Gelegenheit, die Maske abzuwerfen, willkommen seyn dürfte — oder auch eine Unbarmherzigkeit, indem man durch den schneidenden Contrast, den

---

*) Man erzählt von einem angesehenen, freilich nicht sehr aufgeklärten Manne, daß, als er sein von ihm geliebtes Weib verloren hatte, untröstlich das Gesicht in Thränen gebadet, vor der Leiche stand. Die Schwester der Frau, ein junges, artiges Mädchen, suchte den trauernden Wittwer so viel sie konnte zu trösten und aufzurichten, indem sie selbst herzlich dabey weinte. Dieses zusammengenommen, machte einen solchen Eindruck auf den Mann, daß er sich die Thränen abtrocknete und über der Leiche der Frau ihrer Schwester seine Hand anbot.

man zwischen einer lauten Fröhlichkeit und dem Gemüthsschmerz des Andern aufstellt, ihm sehr wehe thut, zumahl wenn die Jovialen solche Leute sind, die wir nicht sogleich von uns entfernen dürfen.

Ich will hier ein Beyspiel aus meinem eigenen Erfahrungskreise liefern. Ein Landprediger, welcher sein vortreffliches Weib innigst liebte, verlor sie durch einen unerwarteten Tod. Sie waren schon viele Jahre lang Verlobte gewesen, günstigere Zeitumstände erlaubten ihnen endlich den Eintritt in den Ehestand. Dadurch war ihre Liebe nur desto inniger geworden, und der unglückliche Wittwer versank nun in eine düstre Gemüthsstille. Zwey seiner älteren Freunde machten aus gutmüthiger Absicht den Plan, ihn aus diesem finstern Zustande heraus zu heben; sie eilten zu ihm mit einer muntern Stimmung, als gingen sie in ein Hochzeithaus. Nachdem sie ihr Beyleid mit wenigen Worten an den Tag gelegt, nahmen sie sogleich jenen scherzenden und jovialen Ton an, wodurch sie den sonst selbst so jovialen Mann zu heilen suchten. Es wurde keine Wen-

dung,

dung, kein Ausdruck des schuldlosen, und, wie man glaubte, desto wirksamern Frohsinnes gespart, um ihm wenigstens ein kleines Lächeln abzugewinnen. Am Mittagstisch wurden diese Kunstgriffe verdoppelt; aber der Unglückliche blieb eiskalt, ein tiefer Unwille lag auf seiner Stirn, und beym Abschiede sagte er: ich danke Euch tausendmahl, daß Ihr geht.

Endlich sollte man vornehmlich die stillen und verschlossenen Gemüthsleiden Anderer mit leisester Schonung behandeln. — Es giebt Seelenleiden, Bedrückungen des Herzens und Gefühls, die allen andern Lebenskummer weit überwiegen, weil sie so ganz in unserm Innern wüthen, und sich allen unsern Gedanken peinlich andrängen. Wenn wir unsre besten Freunde, die Geliebten und Gespielen unseres Herzens, wenn wir unsere Wohlthäter durch den Tod, oder noch schlimmer, durch ihre Untreue und Verführung verlieren, und wir uns nun auf einmahl selbst von denjenigen getäuscht und hintergangen sehen, auf die wir unser größtes Vertrauen gesetzt hatten; wenn uns eine falsche Liebe hinterging; wenn man uns unser herzliches Gutmeinen mit den Menschen,

als Verbrechen und weibische Schwachheit anrechnete; wenn wir dafür von undankbaren Menschen gewaltsam zurückgestoßen wurden; wenn man Beleidigungen auf Beleidigungen häufte, um es dahin zu bringen, daß wir uns vergessen sollten; wenn ein böser sich einnistender Geist uns die schönsten häuslichen Freuden vergiftete, und wohl gar das geliebte Weib und Kind, oder ihr den geliebten Gatten abwendig zu machen sucht; wenn unser Gemüth in seinem Kummer so tief gesunken ist, daß es sich durch eigene Selbstkraft nicht mehr heben, nicht mehr in dem Weltlaufe orientiren kann; wenn wir uns durch einen einzigen unbesonnenen Fehler vergingen; wenn wir gefallen waren, und nun von der Gesellschaft, vielleicht von viel schlechtern Menschen, als Verpestete ausgeschlossen werden, keiner uns hören, keiner verstehen, keiner dulden will: — dann leiden wir mehr, als wenn unser Habe und Gut verbrennt; wenn tiefe Armuth uns drückt, und sich die Glorie unseres Ruhms verdunkelt: — dann blutet unser Herz und möchte vergehen in seinem unaussprechlichen Leiden.

Folgendes ist eine der vortrefflichsten Stellen in einem vielgelesenen Werke über den Menschen. „Diese Unglücklichen, die Gefallenen, verdienen nicht nur unser Mitleiden, nein, auch unsre brüderliche Nachsicht, unsre Zurechtweisung, und wenn es noch Zeit ist, unsern Beystand — wenn man immer weise, duldend und unparteyisch genug wäre, zu überlegen, wie leicht das schwache menschliche Herz irre zu leiten ist; wie unwiderstehlich bey heftigen Leidenschaften, warmen Blute und verführerischen Gelegenheiten manche Reitzungen erscheinen; wie blendend, anlockend und bezaubernd die Außenseiten mancher Laster sind; wie diese zuweilen sogar den Mantel der Philosophie umzuhängen, und durch sophistische Gründe die innere Stimme der besseren Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen verstehen, und wie es dann nur auf einen kleinen Schritt ankommt, um das Opfer der feinsten Täuschung, und stufenweise unmerklich in das schrecklichste Labyrinth gelockt zu werden; wenn man bedenken wollte, wie oft Mißmuth oder Verzweiflung über ein feindseliges Schicksal aus einem Menschen von den besten Anlagen,

einen Bösewicht und Verbrecher machen, wie man durch ungerechtes, schändliches Mißtrauen ihn verleiten kann, das zu werden, wofür man ihn doch einmahl hält; — wenn man dann demüthig auf seine Brust schlüge und sich selbst gestünde, daß mehrentheils nichts als das Zusammentreffen derselben innern und äußern Umstände, wodurch jene gefallen sind, erforderlich gewesen wäre, um aus uns zu machen was sie sind: — o, so würden wir nicht so strenge richten, würden nicht so zuversichtlich pochen auf unsere Tugenden, die nicht selten nur das Spiel des Temperaments, das Werk des Zufalls sind: würden uns der Gefallenen annehmen, und dem Strauchelnden liebevoll die Hand reichen *)."

Wir können freilich solchen Leidenden nicht ins Herz sehen, wie tief der Kummer sich eingewurzelt hat, wie gewaltsam er sich unseres ganzen Characters vielleicht bemächtigte, da ein jeder seinen Kummer anders fühlt, und wir die Feinheit und Reizbarkeit fremder Empfindungen nie

*) v. Knigge über den Umgang mit Menschen. 2r Theil. 11s Cap.

ganz berechnen können; — aber eben deßwegen sollten wir die Schonung mit so fein Empfindenden gewissermaßen studieren, kein Wort fallen lassen, was sie erschüttern könnte, keine Sache vortragen, die eine ungünstige Anspielung auf ihren Zustand oder ihre Erwartungen hat; keine Anstrengung, keine Aufopferung von ihnen verlangen, wozu sie bey ihren gegenwärtigen Seelenleiden durchaus nicht geschickt sind; ihnen auch keinen Antrag machen, und nicht einmahl einen Rath ertheilen, welcher nicht der Stimmung ihres Gemüths entspricht, — und sie überhaupt keine Vernachlässigung ihrer Person und der ihnen schuldigen Achtung empfinden lassen.

Aber auch eine zudringliche Dienstfertigkeit müssen wir hiebey vermeiden. Es giebt viel Leidende, denen dieses, wenigstens bey gewissen Launen, sehr zuwider ist, die kein Opfer, keinen Antrag dieser Art verlangen, und lieber von jedem andern, als von einer lästigen und zudringlichen Bereitwilligkeit, Trost und Hülfe annehmen. — Viele Leidende wollen im Stillen ihren Kummer ausweinen, und die Menschen sind ihnen dann mit ihren beschwerlichen Visiten höchst

unwillkommen; sie wollen in diesem leidenden Zustande oft nur ihre einzigen Gesellschafter und Selbstvertraute seyn. Sie möchten lieber in der tiefsten Einsamkeit, als in der gewöhnlichen schleppenden und langweiligen Gesellschaftswelt leben, von der sie nicht verstanden, nicht geschont werden, und die oft grade, besonders für den Unglücklichen, die allerpeinlichste Umgebung ist. — „Alleine seyn, weit weg von dem Menschengewühle, weit weg von allen Geschäften mit Menschen, ist der erste und letzte Wunsch des Herzens, wenn man das Unglück hat, oft unter Menschen zu kommen, die solches Leiden nie gewahr werden, und keine Marter begreifen, die sie mit Augen nicht sehen, und unter der sie mit ihren Ohren nicht schreyen hören. Es giebt Fälle von Traurigkeit, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt, als fern von der Welt und alleine *).“

e) Endlich sind wir unsern Nebenmenschen vornehmlich auch in Absicht ihrer individuellen

---

*) Zimmermann über die Einsamkeit; 9tes Capitel.

Charactere und ihrer Gemüthsart unsre mannigfaltige Schonung schuldig. Es giebt empfindliche, krikliche Gemüther, die sehr leicht beleidigt, wenigstens aufgereizt werden. Mit diesen nehme man sich in Acht, und berühre ihre schwache Seite nicht, wenn wir allerley Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten im geselligen Leben entgehen wollen. Es giebt Frauenzimmer, die aus Unkunde der Lebensart, aus Prüderie, und mißverstandener Moralität Alles übel nehmen, und sich über die schuldlosesten Scherze entrüsten; diesen kann man füglich ausweichen und sie oft dadurch bestrafen, daß man sie gar nicht zu bemerken scheint. — Es giebt wiederum Männer und Frauen, die nichts übel nehmen; man kann mit ihnen in einem jeden Tone sprechen, sie sind immer gleich gestimmt und gleich gelaunt; sie können sogar Ungezogenheiten gegen ihre Person ruhig anhören und derbe Wahrheiten vertragen. Gegen diese hat man keine besondern Rücksichten, als die der allgemeinen Gerechtigkeit, zu beobachten — in so fern wir ihrer selbst da schonen, wo man sie für unverwundbar halten könnte. —

Eine besondere Schonung verlangt von uns der Ehrgeizige, und wir sind sie ihm schuldig, wenn seine Verdienste, seine Bildung und andere gute Eigenschaften für ihn sprechen; denn mit dem Ehrgeiz ist sehr oft viel Vortreffliches verbunden. Ist er ein bloß eingebildeter Thor, der mit seinem Nichts, oder mit fremden Federn prunkt, und nur in so fern etwas zu bedeuten scheint, als ihn Andere halten und fortschieben; so fertige man ihn nur mit den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen ab, und lasse ihn laufen. — Es giebt aber einen feinern Ehrgeiz, der damit nicht zufrieden seyn würde; er verlangt zarte Huldigungen, ungekünstelte Attentionen, Anerkennung seines Werths und die Ueberzeugung, daß wir ihn auf der nehmlichen Höhe erblicken.

Was den Schwätzer betrifft; so kostet es uns freilich nicht wenig Mühe, ihn zu toleriren. Denn er raubt uns die Zeit, die frohe Laune, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, ohne uns dafür etwas wieder zu geben. Ein alter deutscher Uebersetzer der Werke des Bellegarde sagt in seinem tiefen Unwillen über den Schwätzer: „ich meines Theils wollte lieber das Scharren mit

dem Messer auf einem zinnenen Teller, als das alberne Geschwätz eines plauderhaften Menschen hören, wenn ich eins von beiden zur Strafe erwählen müßte." In der nehmlichen Stelle drückt er sich noch derber also aus: „ein Plauderer ist das unbequemste Thier von der ganzen Welt. Wenn uns ein gewisses Insect mit seiner Blutgier beschwerlich ist; so stellen wir demselben so lange nach, bis wir es erhaschen und dann muß es sterben. Den Plauderer aber kann man nicht todt schlagen; daher ist bey dergleichen Unglück, mit ihm zusammen zu treffen, nichts besseres, als die liebe Geduld.

. Der Feuerkopf muß mit großer Behutsamkeit berührt werden, weil seine Aufwallungen durch die kleinsten Anlässe entstehen können, ohne daß man ihn grade, wie oben den ersten Character, empfindlich nennen könnte. Am wenigsten verträgt er das Widersprechen und die Neckerey, oft selbst nicht einmahl im Scherz, und wo an gar keine Beleidigung zu denken ist. Dieß liegt nun einmal in seinem Temperamente und inflamablen Blute, wobey er dennoch das beste Herz haben kann, wie wir dieß bey den meisten Brauseköpfen

bemerken. Auch geht diese fliegende Fieberhitze bald vorüber, und zum Schmollen sind solche Leute selten geneigt. Man begegne ihnen aber doch wie den Empfindlichen; man reitze sie nehmlich nicht auf, denn dadurch verführen wir sie ja selbst zu den Unarten ihres Temperaments, und sie haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir nicht Oel ins Feuer gießen sollen.

Die Ausfälle gegen den Geitz in Gegenwart Geitziger könnten bisweilen schonender seyn; aber man könnte sie doch eine gerechte Strafe dieses häßlichsten aller Laster nennen, ob sie gleich völlig unwirksam sind. — Man pflegt es selbst dem Muthwillen zu verzeihen, wenn er diesen fatalen Menschen eine kleine Quaal zubereitet. — Ich war einst Zeuge, als ein sehr reicher, stinkend geitziger Edelmann bey der Tafel eine kostbare mit Edelsteinen besetzte Dose vorzeigte und herumgehen ließ. Auf einmahl war sie verschwunden; ein junger schalkhafter Officier, der den Filz kannte, hatte sie versteckt. Der Besitzer der Dose gerieth in die sichtbarste Verlegenheit und Verwirrung; er richtete seine schüchternen Blicke bald auf die Bedienten, bald auf

die Gesellschaft selbst. Man ließ den armen Sünder wohl eine halbe Stunde in seiner Todesangst, bis er endlich ungeduldiger ward, und sein Kleinod mit Trotz und Grobheit zurück verlangte.

Der wankelmüthige, der ungleiche und veränderliche Character macht uns die Schonung gegen seine Eigenheiten oft sehr mühsam, weil wir ihn augenblicklich in einer andern, wohl gar ganz entgegengesetzten Gestalt erblicken, und eben deßwegen unser eigenes Benehmen nach seinen vielartigen Launen verändern müssen. Dieß wird uns desto lästiger, wenn unser eigenes Gemüth Festigkeit, Consequenz und Ausdauer liebt, und durch die Sonderbarkeiten und die schnellen Wechsel im Denken und Handeln Anderer, nicht hin und her geschaukelt seyn will. — Ist dieses schwankende Wesen nur flüchtige Angewohnheit, unschuldige Laune oder Lebendigkeit des Gefühls, leichte, unbedeutende Reizbarkeit, wohl gar nur Folge der Witterung und Verdauung, also eine Art von Kränklichkeit; so trägt man solche Menschen billig mit Geduld. Ist es aber absichtlich, wollen sie sich dahinter verstecken, und heimliche

Zwecke erreichen, wollen sie imponiren und uns dadurch aushorchen und ausforschen, oder durch Ueberraschungen dieser Art auf ihre Seite ziehen; so bewaffne man sich mit Muth und Ernst gegen diese Ungleichheit des Characters Anderer, und vertraue ihnen nichts, besonders kein Geheimniß an.

Der berühmte Graf Oxenstiern sagt in seinen reichhaltigen moralischen Betrachtungen: „der Freund von ungleicher Laune und Sinnesart gleicht einer guten, aber schlecht zubereiteten Speise; denn seine bessern und freundlichen Augenblicke werden oft durch Wunderlichkeiten unterbrochen, so daß man des Annehmlichen seiner Freundschaft nicht genießen kann. Die Ungleichheit des Humors ist gewiß viel lästiger, als eine beharrliche Gleichgültigkeit und Kälte, weil man gegen diese, aber nicht gegen die erste, seine Maaßregeln ergreifen kann. Solche ungleiche, schwankende Leute wissen eigentlich nicht, was sie wollen; man kann auf ihre Entschlüsse nicht bauen; sie haben alle Augenblicke eine andere Meinung, sind unfähig zu wichtigen Geschäften, und widerlich in kleinern. Ihre ganze Weise zeigt von einer ge-

ringen Urtheilskraft; sie gleichen einer Bastardpflanze, welche die Natur nicht zur Vollkommenheit brachte." — Aber die Regel, welche Oxenstiern für den Umgang mit solchen Leuten giebt, ist mehr ein Scherz, als eine Regel. Er sagt nehmlich: „je croi que quand on se voit exposé au commerce d'un homme d'humeur inégale, le meilleur est de s'en servir comme d'un comédien, qui tantôt représente un roi et tantôt un gueux, tantôt un filosofe et tantôt un harlequin: tantôt un agneau et tantôt un ours. C'est l'unique passe tems qu'on puisse éspérer d'une humeur inégale, qui ordinairement rend tout commerce amer*)."

Auch wird es uns schwer und oft fast unmöglich, mit dem determinirten Zänker schonend und gütig umzugehen; ich sage, mit dem determinirten, dessen ganzer Character durchaus Zanksucht ist, und Freund und Feind augenblicklich zum Kampf auffordert. Leute dieser Art legen es darauf an, uns wider unsern Willen im Harnisch

*) De l'humeur inégale.

zu bringen; wir können ihren Launen nicht ausweichen, und sie manövriren so lange gegen unsre Geduld, bis der Faden derselben zerreißt, bis sie uns da haben, wo sie uns haben wollen. Biegen wir ihnen auch durch eine geschickte und schonende Wendung aus; so nehmen sie dieß übel, daß wir uns nicht näher mit ihnen einlassen wollen; suchen wir durch Güte einen Wortstreit zu endigen, so nehmen sie es wieder übel, daß der Streit damit schon abgethan seyn soll — und haben sie auch selbst in den Abschluß der Sache gewilligt, so müssen wir doch immer fürchten, daß sie ihre Grillen und Einwendungen von Neuem anspinnen und den Streit oft über höchst unbedeutende Micrologien verlängern. Sie besitzen gleichsam eine Kunst, hierbey die kleinsten Veranlassungen *) zu benutzen, und haben wir

*) Shakespear stellt in seinem Romeo und Julia ein komisches Gemählde des Zänkers ganz in seiner naiven Art auf. Mercutio sagt zum Benvolio: Du, wahrhaftig, Du zankst mit einem, weil er ein Haar mehr oder weniger im Barte hat, als Du. Du zankst mit einem, der Nüsse knackt,

nicht Verstand, Ruhe und Entschlossenheit genug, uns ihnen zu widersetzen; so machen sie uns zum Spielzeuge ihres zänkischen und höhnenden Eigenwillens.

Besonders sollte man auch im Ehestande auf alle mögliche und gütige Weise die billigste Schonung gegen einander zu beobachten suchen. In so engen innern und äusseren Verhältnissen des Lebens und Umganges, wie es die ehelichen Bande sind, kann ihr Glück, das heißt, ihre Herzlichkeit durchaus nicht ohne ein gegenseitiges Entgegenkommen, eine gegenseitige Schonung und eine liebevolle Billigkeit bestehen. Viele Eheleute, oft selbst die, welche sich für hochgebildet halten, verderben sich die angenehmsten Freuden des häuslichen Lebens dadurch, daß kei-

---

aus keinem andern Grunde, als weil Du nußbraune Augen hast. Dein Kopf ist so voll Zänkereyen, wie ein Ey voll Dotter, und doch ist Dir der Kopf für Dein Zanken schon dotterweich geschlagen. Du hast mit einem angebunden, der auf der Straße hustete, weil er Deinen Hund aufgeweckt, der in der Sonne schlief.

ner oft selbst in den geringfügigsten Kleinigkeiten nachgeben will. Dieser an sich so freundliche Ausdruck ist ihrem Gefühle zu hart, aber zugleich eine Verkehrtheit des Eigensinns und der Laune, welche schon tausend Ehen trennte, die ohne diesen feindseligen Dämon die glücklichsten seyn konnten.

Die Beobachtung dieser Schonung kann auch schon darum zwischen Verständigen nicht schwer werden, weil Mann und Frau in ihren Pflichten und Umgebungen durch ein Naturgesetz so nahe neben einander stehen, weil selbst die entgegengesetztesten Charactere sich in dieser Nähe gar bald an einander gewöhnen, und weil man sich endlich doch zu genau kennt, um sich nicht bey allerley Individualitäten in einander schicken zu lernen. Jeder hat seine guten und seine schwachen Seiten, und sobald man billiger Weise (ohne daß die Moralität dadurch leidet) eben diese Seiten gegen einander abwiegt und berechnet, wird auch Einer den Andern gern tragen, weil Einer dem Andern in dem Maaße seines Verstandes und Gefühls bald dieß bald jenes zu verzeihen hat, ohne daß man erst immer Laune und Momente zu behorchen

hätte.

hätte. Dann würden auch die Versöhnungen, die schönsten und lieblichsten Früchte ehelicher Herzlichkeit, leichter geschlossen, die oft auf eine herzzerreissende Art von einem oder dem andern Theile, sogar von beiden, durch ein feierliches oder auch kindisches Stillschweigen hingehalten werden.

Die Ehefrauen glauben in der Regel, daß sie von ihren Männern nicht mit der Schonung behandelt werden, welche sie verdienen. Dieß kann in hundert Fällen wahr seyn; aber die Frauen sollten immer bedenken, daß der Character des Mannes ein ganz anderer, als der ihrige ist, und es auch nach dem Gesetze des Geschlechts seyn soll und muß, daß ihn eine Menge Gegenstände verstimmen, welche das weibliche Geschlecht kaum berühren, daß ihn oft seine Arbeiten, seine getäuschten Hoffnungen, und seine Verhältnisse drücken, wobey er vielleicht seinen Unmuth keinem andern, als der Gattin äußern kann, und daß überhaupt allen Männern die fixe Idee einer Oberherrschaft über das andere Geschlecht anklebt, die wir freilich nicht immer gehörig zu moderiren wissen. — Die Frauen sollten ferner bedenken, daß sie uns oft mehr durch Kleinigkeiten, als

durch andere wichtigere Ursachen aufreitzen, daß uns ein kalter Blick, ein kleiner unbedeutender Widerspruch zur Unzeit, eine Fürsprache für jemand, der es nicht verdient, eine schlaffe Gefälligkeit gegen die Kinder, eine kleine Vernachläßigung im Hauswesen, eine zu leichte Nachsicht mit dem Gesinde, eine zu oft repetirte Hinweisung auf unsre Mängel und kleinlichen Eigenheiten leicht aufbringen, und wenn üble Laune und Mißtrauen dazu kommt, unser Gemüth ganz aus seinem Geleise werfen können. — Sie sollten endlich bedenken, daß wir Männer alle in gewissen Punkten schwach sind, daß einige Nachsicht mit unsern Wunderlichkeiten, mit unserer Sinnes- und Lebensweise, nur einiges ungekünsteltes Entgegenkommen mit Liebe und Güte verbunden, — uns an ihr Geschlecht mit einer Art von Allgewalt fesselt, und daß, wenn sie es nur recht anzufangen wissen, wir gern ihrer Herrschaft huldigen, und selbst ihre eigenen vielfachen Launen mit stiller Nachsicht tragen.

Gegenseitige Schonung ist im Ehestande auch besonders darum eine heilige Pflicht, damit die Kinder ihre eigene daran üben, und wenn sie

Vater und Mutter in herzlicher Vertraulichkeit leben sehen, ihre gegenseitige Geschwisterliebe dadurch angefeuert und erhalten wird. — Der vertrauliche und froh gestimmte Umgang zwischen Eheleuten hat einen wunderthätigen Einfluß auf die Gutmüthigkeit der Kinder, auf ihre gute Laune, ihre Offenheit, ihren Fleiß, ihre Folgsamkeit und gesammte Moralität; und da sie hierbey an ihren Eltern keine Parteilichkeit zu Gunsten des Einen oder des Andern wahrnehmen; so wagen sie es nicht, bey ihren kleinen Fehlern und Vergehungen bey dem Vater oder der Mutter eine Zuflucht zu suchen, sondern überlassen sich gehorsam den Erziehungsregeln, worin ihre Aeltern ein für allemahl mit einander übereingekommen sind.

Ich schließe diesen Abschnitt von der Schonung gegen Andere — mit der Toleranz gegen den Geist der Zeit, und seiner einmahl herrschenden Stimmung, Deutung und Sprache. — Was die unvermeidliche verhängnißvolle Zeit herbey führt, was die Nothwendigkeit der Dinge will, ist freilich oft unendlich drückend und fürchterlich; aber wir können es nicht ändern und ohne unsern Willen und unser Zuthun geht das große Weltrad seinen Gang, es mag uns nun regel-

mäßig oder völlig regellos erscheinen. — Eben so erzeugt nun auch der Zeitgeist jedesmahl und unvermeidlich eine Menge verschiedener Meinungen, Ansichten und Systeme, besonders in Absicht der Welthändel, welche Meinungen er uns durch seine ganze Natur gewaltsam aufdringt, wenn wir sie auch Anfangs nicht wollten — und so leitet und lenkt er die Menschen blindlings, weil er uns wiederum nicht fragt, ob wir sehen und denken wollen oder nicht. — Da müßte man denn nachsichtig seyn, wenn der Eine ganz anders urtheilt, als der Andere; der Eine diesen, der Andere jenen Glauben hat; so wie einer der weisesten Regenten der Welt, Friedrich der Große, die verschiedenartigsten politischen Meinungen seines Volks mit wahrhaft großmüthiger Seele duldete, und selbst die öffentlichen Satyren gegen seine Person nicht ahndete. Aber auch einzelne Leute sollten sich in Absicht des leidigen Meinungswesens nicht anfeinden, da es einmahl bekannt genug ist, daß oft selbst die festesten Menschen um des lieben Brots willen ihre Meinungen ändern, und sich eben deßhalb nach mehr als Einem Winde drehen müssen. Das liebe Brot

vermag gar viel über unsre Entschlüsse, unsern Glauben und Nichtglauben — und verbindet sich hiemit die Habsucht, oder ein kleinlicher Ehrgeiz, so lassen sich die Menschen nicht mehr halten, sondern strömen haufenweise dahin, wo sie ihren Hunger und Durst befriedigen, oder ein Ehrenbändchen erhaschen können.

Nothwendigkeit und Eitelkeit treiben die Menschen in ihrem ganzen Thun und Wesen, und man sollte daher besonders in den Zeiten allgemeiner Calamität auf die Ausdrücke: dieser ist für die und jener für die Regierung gestimmt, keine zu harte und scharfe Accente legen, wenn dieser und jener nicht als Verbrecher ihren Meinungen anhingen. Denn wenn sich Parteyen öffentlich erklären und äußern, für welchen Obern sie gestimmt sind: so wollen sie hiermit gemeiniglich nichts mehr und nichts weniger sagen als: die und die Regierung giebt mir Brot — und ich singe also auch, nach dem alten Sprichworte, ihr Lied.

Menschen, die wider unsere Erwartung und zu unserm Erstaunen neue Meinungen annehmen, neue Wege einschlagen, und nun auf einmahl so ganz verschieden als vorher denken, können auch dazu andere Nebengründe haben. Sie hatten

vielleicht in der vergangenen Zeit Unrecht erlitten, waren zurückgesetzt, übersehen worden, hatten ihre Plane und Hoffnungen aufgeben müssen; — sie erwarten also in dem Neuen eine bessere, goldene Zeit; oder es sind auch hämische Naturen, die sich freuen, daß Menschen, die sonst glücklich waren, nun auch von der Zeit gefoltert werden, daß mancher große und verdienstvolle Nahme nun verlischt, und kleine Leute in öffentlichen Geschäften an seine Stelle treten; oder man heuchelt sich auch wohl andere freundlichere Ansichten von der neuen Ordnung der Dinge vor, man sucht geflissentlich ihre guten Seiten auf, man ist durch eine Schmeicheley, durch eine neue Connexion bezaubert, oder fürchtet bey Herbeyführung eines neuen politischen Systems neue Erschütterungen, neue Quälereyen. — Alle diese Leute, wovon ich doch die obengenannten Hämischen ausschließen muß, können in gewisser Hinsicht Recht haben; — aber man kann Tausend gegen Eins wetten, daß sie die ersten seyn werden, die einem neuen Systeme, und dann noch einem neuen u. s. w., sobald es ihrem Eigennutze günstig ist (mit den künstlichsten Entschuldi-

gungen ihrer vorigen Meinung) die Hände biethen werden.

Der Vernachlässigungen in unserm Umgange mit Andern giebt es unzählige, weil wir sie meistentheils für Kleinigkeiten und für etwas Unwesentliches zu unserm geselligen Verkehr mit ihnen betrachten. Ich rechne hierher zunächst eine zu große Schlankheit in unserm Benehmen gegen Andere, sogar gegen Fremde, als wenn wir mit ihnen wie mit Geschwistern aufgewachsen wären, und ihnen keine Rücksichten der Bescheidenheit und Achtung schuldig seyn dürften. Wir sehen oft Leute in unsre gesellige Zirkel treten, die einen so schlichten Ton annehmen, als ob sie uns lange gekannt hätten, und so zudringend vertraulich werden, daß der Gebildete in Verlegenheit kommt, wie er diese voreilige Annäherung erwiedern soll. — Gewöhnlich sind es windige Menschen, die von ähnlich schlanken Eltern oder Hauslehrern verwahrlost wurden, oder auch dieses schlichte nachlässige Wesen affectiren, oder überhaupt durch die steifen Regeln des Um-

ganzes nicht gebunden seyn wollen. — Man könnte sie gewissermaaßen die Freigeister des geselligen Tons nennen, und nicht selten haben sie das Glück, zu gefallen, wenn sie mit jener Nachlässigkeit Annehmlichkeiten der Person verbinden. Die französischen Damen nennen diese Schlankheit und kleinen Vernachlässigungen ihrer jungen Freunde, eine aimable nonchalance.

Aber ernstern Leuten kann dieser Ton doch leicht sehr widerlich werden, weil er oft ein zu sichtbarer Verstoß gegen den feineren Anstand ist, — und keiner, wenn es nicht engere Verhältnisse erlauben, ein Recht hat, uns näher zu treten, als wir es verlangen. Jene Schlankheit hat eine Menge Kennzeichen, die zusammengenommen das eigentlich sogenannte bäuerische Wesen ausmachen und grade das Gegentheil von dem sind, was wir Würde der Sitte nennen. Menschen dieser Art vernachlässigen ihre Sprache, ihren Ausdruck, ihren Gang, ihre Bewegungen, oft ihre ganze Person; ihr Aeußeres soll Ungezwungenheit ausdrücken, und grade dadurch werden sie oft linkisch und tölpisch. Sie reden ins Gelag hinein, sie sprechen ungrammaticalisch, wenn

sie auch besser reden könnten; sie mischen sich in Gespräche, die sie gar nichts angehen; sie sprechen laut mit ein, und widersprechen auch wohl, ohne die Redenden genau zu kennen, oder von dem Gegenstande des Gesprächs gehörig unterrichtet zu seyn. Sie beobachten bey dem Widerspruch, ebenfalls aus Vernachlässigung des gefälligern Tons, selten die Regeln der Schonung; ihr Widerspruch ist nicht abgemessen, nicht logisch, nicht fein genug, ist oft nur ein derbes Hin- und Her-Gerede, und geht leicht in härtere Ausfälle über, ohne daß der Widersprecher die Mitredenden zu beleidigen sucht; er will nur bey aller Vernachlässigung des Tons und der wahren Diction zeigen, daß er auch etwas weiß, oder doch wenigstens imponiren, wenn er mit dem Gegner nicht gleichen Schritt halten kann.

Die Kunst, auf eine verständige Art zu widersprechen, haben die wenigsten Menschen, selbst die feinsten Leute nicht gelernt, und in der Rede wird nichts so sehr verletzt und vernachlässigt, als eben jene Kunst. Die meisten Menschen, und selbst hochgebildete Frauen, nehmen sich linkisch und wunderlich da-

bey. Der Ton des Widersprechens ist gemeiniglich nichts weniger, als socratisch und belehrend, sondern abstoßend. — Durch ein bescheidenes Ausbiegen und wieder Einlenken der Behauptungen, durch eine ruhige Haltung der Sprache und des Ausdrucks, durch ein halbes Zugeben, ohne mit einem Mahle abzusprechen, durch die Vermeidung des leidigen Docirens, wodurch der Zweyte und Dritte sich gewissermaßen zum Schüler herabgesetzt fühlt, und eben deßwegen nur trotziger in seinen Behauptungen wird, — könnte der Widerspruch oft die kräftigste Würze der geselligen Unterhaltung werden, anstatt daß er sie gemeiniglich zerreißt, wenigstens stöhrt, und die Andern, welche bey der Sache nicht interessirt sind, langweilt.

Die Vernachlässigung des Aeußern hat auch sehr viel widrige Seiten. Selbst die Nachlässigkeit in der Kleidung ist eine derselben — welche nicht immer darin besteht, daß man jeder neuen Mode augenblicklich huldiget, sondern daß man wenigstens die Reinlichkeit und Ordnung des Anzuges beobachtet. Die Salopperie macht uns selbst oft achtungswerthe Personen widerlich, weil wir es als eine Aufmerksamkeit auf ihre eigene Person von ihnen fordern können, daß sie uns

durch die Vernachlässigung derselben nicht beschwerlich fallen. — Besonders fällt diese Vernachlässigung der körperlichen Reinlichkeit bey dem andern Geschlechte auf, und man sollte bey der Erziehung junger Mädchen besonders auf diesen, obgleich auch kleinlich scheinenden Punkt halten. Zum Glück hat die Natur auch schon selbst durch den Trieb der weiblichen Eitelkeit und Gefallsucht dafür gesorgt, so daß ich schon in dieser Hinsicht jene Eigenschaften gegen ihre Splitterrichter in Schutz nehmen möchte. — Indeß finden wir doch überall Frauen, die nur für die äussere reinliche Hülle des Körpers Sorge tragen, aber ihn selbst vernachlässigen. Eben so findet man, daß verheirathete Frauen, welche sich als Mädchen durch Reinlichkeit, Eleganz und vielleicht zu übertriebene körperliche Ordnungsliebe auszeichneten, hierin nun desto nachlässiger im Ehestande werden. Diese Erscheinung läßt sich sehr leicht erklären.

Die Vernachlässigungen unserer Person, und selbst oft unserer bessern Seiten und Naturanlagen, entsteht vornehmlich aus einer zu geringen Neigung, zu gefallen. Sehr vielen Menschen, besonders Reichen, Vornehmen und bäuerisch Er-

zogenen, oder auch von sich übermäßig eingenommenen Egoisten, scheint es ganz gleichgültig zu seyn, wie man ihr Benehmen im geselligen Leben beurtheilt, — und sie überlassen sich in dieser nachlässigen Form nur ihrer Willkühr und Laune, ohne auf die Winke zu achten, die ihnen hierüber gegeben werden. Sie sind ihrer Meinung nach vollkommen souverain in ihrem Betragen, und machen daher den auffallendsten Contrast mit den Gefallsüchtigen, oder solchen, die durch ihre Umgangsweise und ihre Person nur überall nach Beyfall, oft selbst in den elendesten Kleinigkeiten haschen. — Was diese zu viel thun, das thun jene zu wenig, und beide Extreme drücken den bessern Umgang — obgleich der Gefallsüchtige, wenn er in seinem Betragen nicht läppisch wird, sondern eine gewisse Moderation damit verbindet, uns immer noch leidlicher ist, weil er sich nach uns accomodirt, was jener nicht thut.

Die Vernachlässigung seiner Person kann auch bisweilen aus wahrer Menschenverachtung entspringen, wie man dieß nicht selten bey Höheren bemerkt, wenn sie mit Geringeren Umgang halten müssen. Alsdann ist es Wegwerfung und

Stolz, der es für völlig unnöthig und überflüssig hält, sich in Gegenwart des von ihm sogenannten Pöbels zusammen zu nehmen, — wenn er nicht wohl gar durch diese vornehme Nonchalance den Geringeren einen Beweis gnädiger Herablassung geben will. — Der Pedant vernachlässigt sich auch in dem Societätsleben, weil er sich in dem Wuste seiner Begriffe und Micrologien über Andere viel zu weit erhaben glaubt, als daß er ihnen durch Anstand und Würde eine besondere Schonung zeigen dürfte. — Die Vernachlässigungen unserer Person sind in sehr vielen Fällen an sich schon selbst Fehler gegen die gesellige Toleranz, weil wir dadurch die feinere Sitte beleidigen, und keiner ein Recht hat, sich dem Andern als Gesellschafter in einer abstoßenden Form zu zeigen.

Es ist eine eben so allgemeine als natürliche Erscheinung, daß die Neigung, zu gefallen, besonders durch den gegenseitigen Umgang der Geschlechter, angefacht und unterhalten wird. Sobald sich diese durch eine veredelte Bildung und Erziehung mehr einander nähern, sich durch Sitte, feinere Convenienz und Lebensweise ähnlicher, gleich gestimmter, und eben dadurch sich auch

nothwendiger werden — wird auch die Aufmerksamkeit des Einen auf das Andere, und wiederum dadurch auf uns selbst mehr gespannt; man verliert sich nun nicht mehr aus dem Gesichte; es entsteht ein stillschweigender Vergleich zwischen Beiden, daß man sich einander gefallen, achten und schonen müsse — und nun werden eigentlich die Frauen von Rechtswegen unsre Richterinnen und Lehrerinnen in dem bessern Geschmack des Umganges und der Lebensart. Ich sagte von Rechtswegen, weil die Gebildeten uns an äußerer Decenz, an Aufmerksamkeit auf sich selbst, an Sittsamkeit und feinerm Gefühle für das Regelmäßige und Zarte des Umganges, gewöhnlich übertreffen, wenn sich auch hiermit eine größere und oft zu große Neigung, zu gefallen, verbinden sollte.

Wir finden daher bey Männern, welche wenig Umgang mit cultivirten Frauen haben, wie z. B. junge Studierende auf mancher Academie, oder welche durch die Zeitumstände lange von ihnen entfernt seyn mußten, wie z. B. der Soldat im Felde, jene Schlankheit und Nachlässigkeit der äussern Sitte am häufigsten. Es fehlt ihnen oft alle Politur, aller Anstand, alles Geschick,

sich gehörig zu betragen, aller bessere gesellige Ton und Tact. Sie sind unbehülflich, linkisch und stoßen überall an, weil die Ecken ihrer Natur nicht abgeschliffen sind, und die innere Rohheit das ungeformte Aeußere nur noch mehr heraushebt. — Eben dieß zeigt sich bey so vielen Hagestolzen, sie mögen es nun aus Verachtung der Weiber geworden seyn oder nicht. Sie sind salopp, unverschämt, equivoque, oft cinisch in ihrem äußern Wesen, oder auch studiert zierlich, in ihrer Höflichkeit kriechend, überlästig und lächerlich. Auch diese sind in ihrer Art verwahrloste Naturen, weil auch sie nicht durch die Schule der Weiber gegangen waren, und weil ihnen die edlere und bessere Weise zu gefallen, bey ihrer affectirten Artigkeit unbekannt blieb.

Chesterfield tadelt jene Nachlässigkeiten besonders an seinen Landsleuten, den Engländern. „Es giebt Leute, sagt er, welche ohne die mindeste sichtbare Spur von Bosheit und schlechter Gemüthsart nie den geringsten Wunsch äußern — Andern zu gefallen, so wie sie hingegen auch nie mit Absicht beleidigen. Ob dieß Trägheit, Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, ob es düsteres, melan-

cholisches Temperament, ob es Kränklichkeit, Niedergeschlagenheit, oder ob es ein geheimer mürrischer Stolz sey, der aus dem Bewußtseyn einer eingebildeten Freyheit und Unabhängigkeit entspringt, wage ich nicht zu entscheiden, da es gar zu mannigfaltige Bewegungen in dem Herzen des Menschen, und eben so sonderbare Irrthümer in seinem Kopfe giebt. — Was indeß auch die Ursach hiervon seyn mag; so ist doch gewiß, daß die Neutralität, welche die Folge davon ist, solche Leute, wie jede Neutralität immer thut, verächtlich und zu bloßen Nullen in der Gesellschaft macht. Dagegen leihet derjenige, welcher sich auf eine schuldlose Art zu gefallen bestrebt, sein vielleicht nur kleines Capital von Verdienst auf hohe Zinsen aus. Welchen Gewinn würde nun nicht erst echtes Verdienst unausbleiblich bringen, wenn es auch noch in jenem Schmucke erscheint! Mit Freuden würde ein kluger Wucherer auf so beträchtliche Zinsen, und gegen eine solche Sicherheit seinen letzten Schilling austhun. — Derjenige, welcher die Kunst, sich Liebe zu erwerben, versteht, macht sich beinahe so viel Freunde, als er Bekanntschaften

macht,

macht, Freunde nehmlich im gangbaren Sinne des Worts; nicht eben solche innige, wie ein Orestes und Pilades waren; indeß wird ihn doch jedermann wohlwollen, und geneigt seyn, ihm gefällige Dienste zu erweisen."

Endlich giebt es noch eine Vernachlässigung des Anständigen und der guten Sitte — nehmlich die beym Spiele. Man findet eine Menge selbst cultivirter Männer und Frauen, welche sich dabey mit Gemeinheit und einem Lautseyn, wie der Pöbel in seinen Tabagien beträgt*). — Da es nun einmahl einen Richtumgang im Umgange giebt, ich meine eben das Spielen, so muß man es, wenn es keine moralische Zwecke aufhebt, als eine Ausfüllung der Zeit dulden, ohne es nur,

*) Der berühmte Arzt Zimmermann befand sich einst zu Pyrmont in einem großen Spielsale. Der Anblick der vielen Spieltische machte ihn übellaunig, und er sagte zu einem der vornehmen Mitspieler etwas unartig und zudringlich: ich möchte wohl wissen, womit sich die Seele des Spielers beschäftiget. Der vornehme Mann nahm die Frage sehr übel und sagte zurechtweisend und kurz: Herr Doctor, mit dem Spiele.

wie ein sonst würdiger Moraltheolog sagte, aus Mitleiden und Erbarmen gegen die Spielenden, allenfalls mitzumachen. — Die wechselseitige, noch so heiter gestimmte Unterhaltung, größerer und kleinerer Gesellschaften, fängt doch endlich zu stocken an, wenn es dabey keinen andern Zeitvertreib, als das gewöhnlich seelenlose Geschwätz über die Stadtneuigkeiten, über Krieg und Frieden u. s. w. (oder unter den Gebildeten das oft eben so matte Hin- und Hergerede über die Erscheinung eines neuen Buchs, Theaterstücks oder Kunstwerks) giebt. Man fängt an zu moralisiren und zu dociren; die Ideen nehmen endlich eine gewisse Schwerfälligkeit an, die Witzlinge und Schwätzer suchen mühsam neuen Unterhaltungsstoff hervor; aber alles dieß langweilt — bis der Spieltisch der Todesangst der Zuhörenden ein Ende macht, und alle, besonders zur Beruhigung des Hausherrn und der Hausfrau, der bunten Gottheit des Spiels — der Karte freudig die Hände reichen.

Die Unarten beym Spiele sind sehr vielfach. Einige Spieler, und dieß sind die, welche ihre Mitspieler wenigstens schonen, zanken gewöhn-

lich nur mit ihren schlechten Karten; sie reden hart und ungestüm mit dem unschuldigen Papiere, wie mit ihren Todfeinden; sie verdammen oft wegen des geringsten Verlustes ihr Mißgeschick, oder sprechen ihren Verdruß mit bittern Satyren und Sprichwörtern aus, die sie wiederum unmittelbar an das bunte Papier richten. — Ein sehr feiner und gebildeter Mann, aber ein passionirter Freund des L'hombre, pflegte bey schlechten Karten oft mit größtem Ungestüm auszurufen: bin ich denn abermahls vom Teufel besessen? — Man sieht unartige Spieler, welche mit Ungestüm ihre Karten mißhandeln, oder aus Verzweiflung kaum mehr anschauen wollen. — Andere zanken weniger mit ihren Karten als mit den Mitspielern, oft auf eine sehr gemeine und beleidigende Art, so daß vom leidigen Spieltisch mancher traurige Duell und manche jahrelange Feindschaft hervorging. Diese Gezänke über Micrologien stöhren oft durch ihr Lautseyn und ihre Leidenschaftlichkeit den ganzen geselligen Kreis — so wie derjenige, der während des Spiels nur immer docirt, und die bekannten Regeln dessel-

ben hochweise wiederholt, seinen Mitspielern höchst lästig werden kann.

Uebrigens hat der Menschenbeobachter Gelegenheit genug, beym Spiele die Verschiedenartigkeit der Charaktere und Gemüther zu studieren, weil dabey gemeiniglich mehrere Leidenschaften zugleich in Bewegung gesetzt werden, und die Verstellung da weniger selbst im Spiele ist. Der egoistische Spieler, der sich das Ansehn giebt, daß er nur allein richtig spiele und seine Gewinne mehr seinem Geschick als dem Zufalle zu danken habe, unterscheidet sich sichtbar von dem Nichtselbstsüchtigen, als welcher seine Spielfehler selbst zugesteht, und sich mit Bescheidenheit deßhalb entschuldiget. Der uneigennützige, liberale Spieler unterscheidet sich wiederum sehr von dem habsüchtigen, der in Gedanken nur immer seinen Gewinnst und Verlust oft mit einer sichtbaren kindischen Aengstlichkeit berechnet, und, wie ich eine vornehme Dame gekannt habe, welche schon bey sehr kleinen Verlusten zu weinen anfing. Der Zänker beym Spiel zeigt sich wieder ganz anders als der Ruhige und Verträgliche; der Listige und Verschlagene, welcher gern in die fremde Karte

schielt, anders als der Schlichte und Grade; der Neidische, welcher auch wohl heimlich eine Karte unter den Tisch fallen läßt, von dem Ehrlichen, welcher dem Andern sein prekaires Glück nicht mißgönnt *). Der Neid im Spiele ist eine ganz eigene Erscheinung an gewissen Menschen. Sie erlauben sich um eines geringen Gewinnstes willen, allerley Kniffe und selbst Betrügereyen, und

---

*) Die Spieler von Profession haben die Ruhe in allen ihren Gesichtsmuskeln gleichsam studiert. Ich bin Augenzeuge gewesen, wie ein Banquier im Pharaospiel an einen andern Spieler auf eine Karte 10,000 Thaler verlor. Der Banquier zahlte das Geld mit der größten, wenigstens scheinbaren Gleichgültigkeit aus, mit welcher es der Gewinner ohne das kleinste Zeichen von Freude einstrich. Der erwähnte Banquier war ein so passionirter Pharaospieler, daß er fast zu keinem andern Geschäfte mehr fähig war. In den Wintermonathen hielt er sich, wenn er den ganzen Sommer hindurch in den Bädern gespielt hatte, auf seinem einsamen Landgute auf. Um sich nun da die Zeit zu vertreiben, mußte der Dorfprediger oder Küster mit ihm täglich Pharao spielen, wozu er ihnen aber, da sie arme Leute waren, selbst das Geld gab.

man sollte glauben, daß sie dieß aus niedriger Habsucht thäten. Allein dieß ist nicht der Fall. Ihr Benehmen im Spiele ausgenommen, sind es liberale Leute und oft sogar Verschwender. Es scheint, als wollten sie nur dem Andern die Freude über ein gutes Spiel verderben.

Mit den vorhergehenden Haupteigenschaften eines gebildeten Umganges und *aller* geselligen Bildung überhaupt, — der Gefälligkeit, der Schonung gegen Andere, der Sorgfalt, sich im Umgange weder persönlich noch moralisch zu vernachlässigen — sind noch einige andere verbunden, wovon ich hier nur noch die Vermeidung der Afterrede und die unsern Nebenmenschen, besonders unsern Freunden und Bekannten schuldige Discretion nennen will.

Es ist nicht zu berechnen, welches Unheil in der menschlichen Gesellschaft selbst durch das unabsichtliche Plaudern, Schwatzen und Schnacken über andere Menschen veranlaßt wird — so daß man die Zunge unser feindseligstes Organ nennen könnte, so wie es im Gerede über Andere gewiß auch das fertigste und geläufigste ist. Man denkt selten daran, wie man sich über Andere äussern

soll und darf; man läßt den Eingebungen der Schwatzhaftigkeit, des Spottes, des Muthwillens, der Laune, des Witzes und der Neigung, Andere lächerlich zu machen, freien Lauf, weil wir alle diese Dinge wiederum für Kleinigkeiten halten, und die Unterhaltung ist dann gewöhnlich am lebendigsten, wenn die Schwächen Anderer so ganz herausgehoben und in allen ihren Blößen, bald feiner bald derber, dargestellt werden. Der Frohsinn über diese Einleitung des geselligen Tons, die Zufriedenheit mit demselben, der Wunsch, daß er doch ja nicht unterbrochen werde, leuchtet aus dem schelmischen Blick und aus der ganzen jovialen Lebendigkeit der Gesellschafter deutlich genug hervor. Es ist, als ob man sich zu einem fröhlichen Feste oder Tanze gemeinschaftlich die Hände reichte, und oft werden diese Einleitungen der Conversation selbst auf Kosten derjenigen gemacht, welche gegenwärtig sind, ohne es zu wissen, daß gerade sie dem spöttelnden Tone zur Zielscheibe dienen.

Sichtbar ist es dann, wie ein jeder in dem geselligen Zirkel sein Scherflein zu jenem Tone freiwillig beyträgt, wie man sich dabey im Scherz

und Persiffliren überbiethet, wie ein Anecdötchen das andere über die Sonderbarkeiten, Lächerlichkeiten, kleinen moralischen und physischen Mängel des bespöttelten Gegenstandes jagt; wie man die Worte, die Redensarten, die Aeußerungen mancher Leute witzelnd mißdeutet, oder sie doch so erzählt, daß sie lächerlich erscheinen müssen. — Da dieß die leichteste Art der Unterhaltung ist; so ist sie auch die gewöhnlichste, und selbst die mittelmäßigsten Köpfe können daran Theil nehmen. Ja man findet sogar entschiedene Dummköpfe, die in diesen Ton mit einstimmen, wenn sie auch sonst zu jeder andern Unterhaltung ungeschickt und unbrauchbar sind *).

---

*) Man findet selbst Blödsinnige in den Irrhäusern, die fast allen Gebrauch der Vernunft verloren haben, denen aber dennoch eine Ader des Witzes über geblieben ist, als ob die Fähigkeit der menschlichen Seele, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten der Dinge zu bemerken, gleichsam die bleibendste in ihr sey. Das widerliche Lächeln, Lachen und Grinzen ganz Wahnsinniger entsteht wohl eben daher, indem ihnen bey ihrer Verrücktheit, Gegenstände und und Formen lächerlich und bizarr erscheinen mögen, die es dem gesunden Auge nicht sind.

Dieser Ton kann jedoch auch schuldlos seyn, und wenigstens als eine freye und freundliche Unterhaltung entschuldigt werden, in so fern man über die kleinen Schwächen Anderer nur einen gutmüthigen, vorübergehenden Scherz treibt, ohne sie absichtlich zu bespötteln und in der Darstellung hämisch zu vergrößern. Es giebt tausend kleinliche Mängel und individuelle Characterseiten der Menschen, Anhänglichkeiten an unschädlichen Launen, Meinungen und Sonderbarkeiten, Pedanterien und Bizarrerien von eben dieser Art, oft selbst der gebildetsten und gescheidtesten Männer und Frauen, die kein Billigdenkender verunglimpfen und verhöhnen wird, worüber man aber, ohne zu beleidigen, scherzen und lachen kann, und worüber der Belächelte selbst mitlachen würde, wenn er gegenwärtig wäre. — Manche Leute sind so guter Laune, daß sie über sich selbst und ihre mancherley kleinen Sonderbarkeiten scherzen und lachen, und sich auf die Art zu einem belustigenden Gegenstande der Unterhaltung in geselligen Zirkeln selbst hingeben. Man pflegt muntern Köpfen diese naiven Wendungen des Gesprächs und heitern Humors doppelt hoch anzurech-

nen, wenn sie ohne sich zu vergessen und wegzu-werfen, dem fröhlichen Gesellschaftstone sich selbst zum Opfer bringen. Dieß bemerken wir auch sehr oft an denjenigen, welche einen verwachsenen Körper haben; aber sie nehmen es doch sehr leicht übel, wenn man in ihren eigenen Witz über ihre Person mit einstimmen will. Es ist genug, wenn sie es selbst thun, und sie können es für eine Beleidigung, wenigstens für eine unzeitige Neckerey halten, wenn ein Zweyter oder Dritter, der hierzu kein Recht hat, die Verunstaltungen ihrer Formen bewitzelt. — Tritt ein loser Mund in der Gesellschaft guter Menschen gegen solche schuldlose Schwächen der Andern auf; so macht dieß auch gewöhnlich einen widrigen Eindruck, weil man hierbey kein scharfes, sondern nur ein scherzendes, aber schonendes Urtheil hören will. Wer wollte z. B. mit Bitterkeit über einen sonst würdigen und verdienstvollen Mann absprechen, wenn er kaum im gemeinen Leben den Werth und Gebrauch der gangbaren Münze kennt, und um seinen Kindern eine Freude zu machen, ihnen zum Weihnachtsgeschenk für einige Gulden Bindfaden kauft. — Das Naive, das Natürliche, das Gut-

müthige und Kindliche in dem Benehmen so vieler braven Männer, verdient durchaus keine bösliche Auslegung; und derjenige, welcher sie unternimmt, macht seinen moralischen Charakter verächtlich. Jene Eigenschaften gehören zu den einfachern und bessern Seiten der unverdorbenen menschlichen Natur, wovon ihr großer Lehrer die bekannten Worte sagt.

Minder schonend ist die Afterrede, wenn sie unbarmherzig ihre Pfeile gegen die Fehler und Handlungen Anderer richtet, und die Schattenseiten derselben zu geflissentlich aufdeckt und beleuchtet, vielleicht nur um einem alten Grolle Luft zu machen, oder eine vorübergehende bittere Laune zu befriedigen. — Hier wird die Medisance unmoralisch, wenn sie auch durch jenen Ton nicht unmittelbar schaden will, und ihre Aeusserungen wohl gar zurücknehmen würde, wenn sie die unangenehmen Folgen, die durch sie für Andere entstehen, vorher berechnen könnte. Der Witz dieser Afterrede ist nicht mehr lachender Scherz und schuldlose Heiterkeit, er wird leicht beißend und verwundend, und es macht ihm Vergnügen, so zu seyn. Er setzt Erdichtungen hinzu; er

schmälert unsre Verdienste und unsern guten Namen; er verzeihet uns die kleinsten Schwächen nicht. Menschen dieser Art können aber dennoch unsre guten Seiten achten und uns bey einer bessern Stimmung ihres Gemüths, zu dienen bereit seyn.

Manche Menschen wandelt die Medisance nur in einzelnen Augenblicken an — im Uebrigen sind es gutmüthige, wohl gar herzige und freundschaftliche Leute, welche die Fehler Anderer gern dulden, tragen und verzeihen. Aber übermannt sie die finstre Laune; so lassen sie sich gehen, und ihre Philantropie, ihr weicher, gutmüthiger Sinn, ihre sonstige Nachsicht mit ihren Nebenmenschen, ist wie verschwunden. Man kennt sie nicht mehr, man sollte sie für die ärgsten Misantropen halten, als ob dieß ein Grundzug ihres Characters wäre. Nach einiger Zeit hat sie der böse Geist wieder verlassen; sie bereuen ihre leidenschaftlichen Aeusserungen über Andere; sie verdammen ihr momentanes bitteres Humor, und sind bereit Alles zu widerrufen oder doch menschenfreundlich zu modificiren, was sie in ihren Verstimmungen gesagt hatten. — Ich habe einen vornehmen und ge-

lehrten Geistlichen gekannt, der, wenn ihn seine beißende Laune überfiel, keines Menschen schonte; ich sah ihn aber auch einstmahls auf der Kanzel bittere Thränen vergießen, als er die traurigen Wirkungen jenes Gemüthszustandes — und sich eben dadurch deutlich genug selbst schilderte.

Andere treiben die Medisance ohne alle weitere Absicht auf ihre Nebenmenschen; sie wollen bloß ihren Witz zeigen, oder können überhaupt ihre lustigen Einfälle und Scherze über Andere nicht zurück halten. Ohne es böse zu meinen, schonen sie weder Freund noch Feind, und ehe sie noch daran denken, ob sie dadurch schaden oder beleidigen könnten, ist der witzige Gedanke schon ihrer Zunge entflogen. — Es ist vielleicht nicht das glücklichste Talent, das Lächerliche augenblicklich so scharf und lebendig aufzufassen, und dabey durch eine zu regsame Phantasie aufgereizt zu werden. Aber wir werden es doch gern verzeihen, wenn es mit einem menschenfreundlichen Charakter verbunden ist, und nicht einschneidend seyn will; nicht zu gedenken, daß diese witzigen Köpfe zu den angenehmern Gesellschaftern gehören, und das Lachen auf Kosten Anderer, ohne ihnen Scha-

den zu thun, durch anständige Scherze am besten zu unterhalten wissen. — So giebt es selbst ein gewisses schuldloses Schäkern und Scherzen zwischen Aeltern und Kindern über die kleinen Eigenheiten Beider, über die Anhänglichkeit an veralteten Moden, Liebhaberey u. s. w. der Erstern, welche der gegenseitigen Liebe durchaus keinen Eintrag thun, sondern der häuslichen Vertraulichkeit sogar neue Reitze geben.

Der unsterbliche Kant hat den Begriff des Afterredens in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre sehr genau bestimmt. „Die üble Nachrede, sagt er, oder das Afterreden, worunter ich nicht Verläumdung, eine falsche vor Recht zu ziehende Nachrede, sondern bloß die unmittelbare, auf keine besondere Absicht angelegte Neigung verstehe, etwas der Achtung für Andere Nachtheiliges ins Gerücht zu bringen, ist der schuldigen Achtung gegen die Menschheit überhaupt zuwider; weil jedes gegebene Scandal diese Achtung, auf welcher doch der Antrieb zum Sittlichguten beruht, schwächt, und so viel möglich gegen sie ungläubig macht.

Die geflissentliche Verbreitung desjenigen, die Ehre eines Andern schmälernden, (was auch nicht zur öffentlichen Gerichtsbarkeit gehört, es mag übrigens auch wahr seyn) ist Verringerung der Achtung für die Menschheit überhaupt, um auf sie selbst den Schatten der Nichtswürdigkeit zu werfen, und Misantropie, Menschenscheu oder Menschenverachtung zur herrschenden Denkungsart zu machen, oder sein moralisches Gefühl durch den öftern Anblick derselben abzustumpfen und sich daran zu gewöhnen. — Es ist also Tugendpflicht, statt einer hämischen Lust an der Bloßstellung der Fehler Anderer, um sich dadurch die Meinung, gut, wenigstens nicht schlechter als alle andere Menschen zu seyn, zu sichern — den Schleier der Menschenliebe, nicht bloß durch Milderung unserer Urtheile, sondern auch durch Verschweigung derselben, über die Fehler Anderer zu werfen; weil Beyspiele der Achtung, welche uns Andere geben, auch die Bestrebung rege machen können, sie gleichmäßig zu verdienen. — Um deßwillen ist die Ausspähungssucht der Sitten Anderer, auch für sich selbst schon ein beleidigender Vorwitz der Menschenkunde, welchem je-

dermann sich mit Recht als Verletzung der ihm schuldigen Achtung widersetzen kann."

Die hämische, die absichtliche Medisance, die uns entweder durch offenbare oder geheime Ausfälle, durch Verläumdungen gradezu oder durch künstliche Seitenhiebe verwundet, oder auch nur verwunden will, ist ein wahres moralisches Ungeheuer, und man hat keinen Nahmen, der es scharf genug in seiner Abscheulichkeit bezeichnet; sie hat eine Menge anderer Furien des Menschengeschlechts, den Neid, die Rachsucht, die Schadenfreude in ihrem Gefolge, oder wird durch diese unmittelbar erzeugt und unterhalten, so daß sie, durch so viel giftigen Stoff unterstützt, ein bleibender schrecklicher Charakterzug des Menschen werden kann *).

„Einen Menschen verläumden, sagt ein deutscher Philosoph, heißt, ihn mit Unwahrheit, Unvollkommenheiten beylegen, um ihm dadurch Ge-

*) Ueber weibliche Medisance, im zweyten Bande meines Versuchs einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts.

ringschätzung, Verachtung und Schande zuzuziehen. Es ist dieses ein abscheuliches Laster und kündigt einen verworfenen und tief gesunkenen Character an, der zur Erreichung seiner Zwecke zu der Verläumdung Anderer seine Zuflucht nimmt. Es ist nicht nur eine Lüge aus unsittlicher Absicht, nehmlich Andern zu schaden, sondern beraubt auch dem Andern ein Mittel seiner sittlichen Wirksamkeit. Dergleichen Handlungen aber gehören zu den Verletzungen, weil die Ehre zu den Gütern des Menschen gehört, und durch Verläumdungen die Rechte Anderer gekränkt werden können. Es hat daher in diesem Falle jeder das Recht, dergleichen ungerechten Angriff mit Gewalt zurück zu treiben."

Ich will hier aus einem wenig bekannten französischen Werkchen einige frey übersetzte Fragmente über die Medisance einschalten, die meinen Lesern und Leserinnen nicht unwillkommen seyn werden *).

---

*) Reflexions sur les défauts d'autruy. Par de Villiers. à Amsterd. 1695.

„Die schlimmste Seite der übeln Nachrede, sagt der Verfasser, ist die, daß man sich gegen ihre Verwundungen nicht schützen, noch sie heilen kann. Dieß ist die einzige Ungerechtigkeit, gegen welche man nie seinen Proceß ohne Unkosten gewinnt."

„Man weiß oft nicht, welches das Beste ist, wenn man unsern guten Nahmen angegriffen hat — ob man sich vertheidigen soll oder nicht. Das letztere ist für einen Mann von Ehre äusserst schwer, aber es ist doch das klügste und sicherste Mittel. Die Bemühungen und Anstrengungen, sich zu rechtfertigen, vermehren oft nur das Hin- und Hergeschwätz der Afterrede. Wenn die Luft einmahl in Bewegung gebracht ist; so wird sie durch Körper, welche man hineinwirft, noch schwankender gemacht; man muß sie durch sich selbst wieder in Ruhe kommen lassen, und sie nur nicht von neuem aufregen."

„Wenn man auch von der Unschuld Anderer überzeugt ist, gegen welche der böse Leumund aufsteht; so behalten wir doch leicht eine größere

Neigung, jene zu verdammen, als zu rechtfertigen. Wenn uns auch selbst ein bübisches Weib erzählt: dieß und jenes Mädchen habe vor ihrer Verheirathung einen Liebeshandel gehabt; so werden wir dieß zwar für eine Verleumdung halten, aber unser Verdacht wird dadurch doch nicht immer ganz ausgetilgt werden. — Die Afterrede hat oft mehr Ueberzeugungskraft, als Beredtsamkeit und Vernunft."

„Daß wir so leicht der Afterrede glauben, rührt vorzüglich mit daher, weil wir entweder die Schwächen, oder doch die Neigung dazu in uns selbst tragen, welche wir Andern zuschreiben. Könnte es Menschen ohne moralische Gebrechen geben; so würde sich die Medisance vergeblich an uns üben, und nur dabey ihre Zeit verlieren."

„Es giebt nur Ein Mittel, ihr nicht zu glauben, das ist, sie nicht anzuhören. Man darf aber auch nicht meinen, daß man sie durch Ablegung unserer Fehler zum Schweigen bringen werde; noch mehr würde man irren, wenn man glauben wollte, ihr durch Beybehaltung unserer Schwächen den Mund zu stopfen."

„Fordere von deinem Nebenmenschen keine besondere Auszeichnung, wenn er dich zur Ablegung deiner Fehler nöthigt. Du bist dir ja diese Genugthuung, so wie deine Veredlung überhaupt, selbst schuldig. Uebrigens ist es eben so ungerecht, wenn du ihm Veranlassung giebst, dir übel nachzureden, als wenn er dich ohne Grund verläumdet."

„Ein regelmäßiges, sittiges Leben ist kein sicheres Mittel, die Afterrede zum Schweigen zu bringen; aber doch das einzige Mittel, sie zu entwaffnen."

„Die Kurzsichtigkeit und Schwäche des Verstandes veranlaßt viel mehr üble Nachreden, als die Bösartigkeit des Herzens. Die Anzahl derjenigen, die nicht Kopf genug haben, eure Handlungen richtig zu deuten, ist größer, als derer, welche sie aus Bosheit verdrehen."

„Das, was in dem Munde eines geistreichen Mannes vollkommen schuldlos seyn kann, wird in den Ohren eines Narren — eine Narrheit."

„Nichts in der Welt begreift ein Dummkopf weniger, als die Sprache eines geistreichen Mannes, und die Art, wie man redet, giebt der Afterrede mehr Stoff, als die Art, wie man handelt."

„Wenn die Menschen auf ihre Worte, wie auf das Aeußere ihrer Handlungen achteten; so würde die Afterrede nicht so allgemein herrschen, noch herrschen können."

„Es giebt Leute, welche, während sie fürchten, daß man über allerley Dinge reden werde — zuerst davon zu reden anfangen. Sie irren sich, wenn sie dadurch das böse Geschwätz aufhalten wollen; dieses wird nie schweigen, aber jene haben denn doch den Ruhm, den Anfang der Rede gemacht zu haben."

„Wenn bisweilen Jemand etwas ihm übel Nachgesagtes vorträgt; so spricht man: er würde es nicht sagen, wenn es wahr wäre. Aber man vergißt, daß die Afterrede eben sowohl das Wahre, als das Nichtwahre darstellt."

„Giebt es wohl Vernunftgründe, von einem Gegenstande zu reden, welcher der Verläumdung zum Stoffe dienen könnte? Ist die Sache wahr; so sollte man sie nicht berühren — ist sie falsch; so sollte man zu ihrer Aussage keine Gelegenheit geben.“

„Man beklagt sich ewig über die Afterredner, daß sie es sind. Aber sollten diese ihrerseits nicht ebenfalls sich zu beklagen Ursache haben, daß man ihnen so viel Zunder zur Afterrede giebt? — Warum sollen sie eurer Fehler schonen, da ihr die Böslichkeit dieser Leute immer wieder aufreizt? Ihr seyd euch einander nichts schuldig.“

„So lange es Menschen geben wird, werden die Afterredner reden; so lange jene in der Art fort leben, wie wir sie täglich wahrnehmen. Gäbe es wohl eine Afterrede, wenn die Menschen edler und besser lebten? Ich weiß es nicht.“

„Es giebt mancherley Gerüchte, deren erste Erfinder man nicht kennt. Aber man dürfte alle so nennen, welche jene Sagen weiter verbreiten,

da ohnehin ein Jeder etwas hinzu setzt, etwas daran verändert. Ein bösartiger Mensch kann aus Tücke des Herzens eine Verläumdung erfinden; aber sie würde nicht sehr fortrücken, wenn sie nicht Andere hämisch verbreiteten. Man irrt sich moralisch, wenn man ein Recht zu haben glaubt, das zu wiederholen, was Andere zuerst und böslich ausgesagt haben. Es ist eben so wenig erlaubt, eine üble Nachrede fortzusetzen, als brennbaren Stoff in eine Feuersbrunst zu werfen. — Der, welcher das Feuer anlegte, und der, welcher die Flamme nährt, — sind strafbar. Ich weiß nicht, welcher der Strafbarste ist."

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Von dem rühmlichst bekannten Verfasser dieses Buchs sind in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschlichen Herzens. 1ste bis 3te Samml. 8. 1ste Samml. 12 ggr. 2te Samml. 8 ggr. 3te Samml. 12 ggr. 1 Rthlr. 8 ggr.

Briefe über die Weiber. 8. 8 ggr.

Versuch einer Characteristik des weibl. Geschlechts. 1r Bd. 2te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 16 ggr.

Desselben Buchs 2r. Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 ggr.

3r. Bd. enth. Liebe u. Ehe. 8. 1 Rthlr. 16 ggr.

4r Bd. enth. Charactergemählde des Alters. 1 Rthlr. 8 ggr.

5r Bd. enth. Aphorismen zu einem Charactergemählde des weibl. Geschlechts. gr. 8. 18 ggr.
Alle 5 Bde. complet 7 Rthlr. 2 ggr.

Kontraste zu dem Gemälde der Weiber. Ein Anhang zu der Characteristik des weibl. Geschlechts. 8. 9 ggr.

Miscellen für Freunde und Freundinnen des ernsten Nachdenkens. Mit 14 Kpf. nach Ramberg 2 Bändchen. 12. 1 Rthlr. 12 ggr.

Der Mann. Ein antropolog. Charactergemälde seines Geschlechts. Gegenstück zur Characteristik des weibl. Geschlechts. 1r Bd. gr. 8. (1 Rthlr. 8 ggr.) 2r Bd. (1 Rthlr. 12 ggr.) 3. Bd. (1 Rthlr. 12 ggr.) 4r Bd. (1 Rthlr. 8 ggr.) Alle 4 Bde. 5 Rthlr. 16 ggr.

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang. 2 Bde. 8. 2 Rthlr.

Ueber den Umgang mit Kindern. 8. 18 ggr.

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen. 5 Theile. 8. Leipzig. (mit den Bildnissen.) 4 Rthlr. 20 ggr.

Lesern und Leserinnen, welche eine historisch-geistreiche Lectüre unsern gewöhnlichen geistlosen Romanen, oder dergleichen sogenannten dramatischen Historien vor-

ziehen, kann dieses sachreiche Werk, das aus den bessern Quellen geschöpft ist, sehr empfohlen werden. Ernst und Anmuth des Vortrages vereinigen sich hier ungezwungen mit sehr vielen wichtigen Thatsachen, da die hier geschilderten Frauen zum Theil in einem großen geschichtlichen Wirkungskreise lebten, und die glückliche Auswahl der Individuen allerdings den Wunsch der Leser, das nützliche Werk fortgesetzt zu sehen, erregen muß.

P.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BUCHBINDE
LEO HUFNAG
MÜNCHEN

P
Ge
Ge
u.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich, 1757-1814

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang

Bd.: 3

Hannover 1817

Ph.pr. 965 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041553-2